

Kirchenzeitung

Evangelisches Wochenblatt für die Nordkirche Nr. 6 | 76. Jahrgang | 7. Februar 2021 | 2,20 Euro | www.kirchenzeitung-mv.de

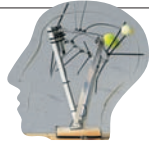
ANZEIGE



Evangelische Bank

Ihr Geld in guten Händen

www.eb.de



Ein Kopf voller Kunst

Bernd Engler gewinnt Künstlerwettbewerb der Nordkirche zur Krise 11



Ein Rad voller Segen

Mobiles Angebot der Propstei Wismar für den Alltag und an jedem Ort 13

KURZ GESAGT

VON JOHANNA TYRELL

Freitagabend. Das Telefon klingelt. „Oh, eigentlich wollte ich Mareike sprechen“, höre ich eine Stimme. Verwählt. Wir lachen verlegen, versuchen, der Situation was Späßiges abzugewinnen. Als ich später die Kinder ins Bett bringe, lasse ich die Situation Revue passieren. Die Anruferin klingt nett. Vor meinem inneren Auge sehe ich uns schon in zehn Jahren bei einem Glas Wein, lachend bei der Erinnerung: „Weißt du noch, wie wir uns damals kennengelernt haben? Im Lockdown. Du hattest dich verwählt.“ Ich nehme all meinen Mut zusammen und schreibe ihr eine Nachricht: „Hey, Freundin von Mareike, eigentlich mach ich das ja nicht, aber du klangst so nett am Telefon, Johanna, die falsche Nummer.“ Und sie schreibt tatsächlich zurück.

Einen ganzen Abend geht das so. Doch das war's dann auch. Kontakt haben wir nicht mehr. Aber das gute Gefühl, über den eigenen Schatten gesprungen zu sein, bleibt. Etwas zu wagen – auch oder gerade im Lockdown – tut gut. Probieren Sie es!

DOSSIER

Predigt

Wie entsteht eine Predigt? Ein Hamburger Pastor lässt uns bei dem allwöchentlichen Entstehungsprozess über die Schulter sehen. Doch wie soll sie aussehen, die Predigt? Darf sie politisch sein, mahnend oder ist sie besser unterhaltsam, damit sich bloß keiner langweilt? Was eine gute Predigt braucht, wie es ist, die erste Predigt zu halten und welche Fehler man vermeiden sollte, das lesen Sie im Dossier auf Seite 4 und 5.



SABINE KAISER-REIS

ist Pastorin der Kirchengemeinde Harburg-Mitte.
Foto: André Hentzien



Archivgut bleibt in Greifswald

Die Nordkirche, der Kirchenkreis und Historiker haben gemeinsam eine Lösung erarbeitet

Ein wichtiger Teil des pommer-schen Archivguts soll nun doch in Greifswald aufbewahrt werden und ab Herbst wieder zugänglich sein. Die Nordkirche kommt damit Forschenden der Region entgegen.

VON SYBILLE MARX

Greifswald/Schwerin. Kehrtwende im Streit um das pommer-sche Archivgut: Die Nordkirchenleitung will nun doch eine Außenstelle des Landeskirchlichen Archivs in Greifswald erhalten und für zunächst zwei Jahre eine Fachkraft mit voller Stelle dort beschäftigen. Ein Konzept dafür habe man zusammen mit dem pommer-schen Kirchenkreis, Historikern und Fachleuten für Archivwesen erarbeitet, teilt die Nordkirche mit.

Grund zum Jubel in der Region: Man freue sich über „die verbesserten Möglichkeiten für die kirchen- und landesgeschichtliche Forschung in Vorpommern“, sagt etwa Haik Porada von der Historischen Kommission für Vorpommern. Ende August hatte die Nordkirche erklärt, aus Kostengründen werde sie sich doch nicht am geplanten Archivbau neben dem Greifswalder Stadtarchiv beteiligen, sondern pommer-sches Archivgut der landeskirchlichen Ebene dauerhaft in Kiel und Schwerin aufbewahren. Der Entschluss hatte Unverständnis unter Forschern der Region ausgelöst. Die Nordkirche schwäche damit das ohnehin schwache pommer-sche Archivwesen, die Geschichtsforschung und die pommer-sche Identität, heißt es in Protestbriefen (KfZ berichtete).

Landesbischofin Kristina Kühnbaum-Schmidt lud daraufhin Vertreter des Kirchenkreises und namhafte Fachleute aus Vorpommern zu Beratungen ab Oktober ein, darunter Haik Porada, Dirk Alvermann als Leiter des Greifswalder Universitätsarchivs und Kirchenhistoriker Irmfried Garbe von der Arbeitsgemein-



Seit 2018 erschließt Historiker Sebastian Eichler im Auftrag der Nordkirche pommer-sches Archivgut in Schwerin.

schaft für pommer-sche Kirchengeschichte. Künftig müsse die Nordkirche mit weniger Mitteln haushalten, erklärt die Landesbischofin. „Doch wir haben in den letzten Wochen noch einmal deutlich wahrgenommen, wie wichtig die kirchlichen Archive als historisches Gedächtnis für die Gegenwart unserer Kirche sind.“ In den Beratungen hätten sich alle „mit großem Sachverstand und einer tiefen Verbundenheit mit der pommer-schen Region und Geschichte“ für eine einvernehmliche Lösung eingesetzt – eine, bei der die Investitionskosten nur einen Bruchteil der ursprünglichen ausmachen sollen.

Geht alles nach Plan, wird die neue Außenstelle bereits im Herbst in Greifswald eröffnet, voraussichtlich in einer kirchlichen Immobilie.

Der anvisierte Raum konnte wegen der Corona-Maßnahmen aber noch nicht abschließend geprüft werden, erklärt die Leiterin des Landeskirchlichen Archivs, Annette Göhres. „Es braucht ein bestimmtes Raumklima, einen Schutz vor Schädlingen, eine Sicherung der wertvollen Archivalien, und die Statik muss stimmen.“

Zum pommer-schen Archivgut auf Landeskirchenebene gehören rund 750 laufende Meter Akten aus der Zeit von 1945 bis 2012. Welche davon in Greifswald lagern sollen, werde man mit den Fachleuten nach historischen und archivalischen Gesichtspunkten treffen, heißt es vonseiten der Nordkirche. „Natürlich liegt uns daran, der Forschung die wichtigsten Bestände zur Verfügung zu stellen.“ Forschende sollen in ei-

ner Lesesaal Einsicht nehmen können, eine Archivarin oder ein Archivar sie beraten und das Archivgut erschließen. Außerdem soll diese Fachkraft den Kirchenkreis bei der Betreuung der vielen kleinen Pfarrarchive unterstützen, auch mithilfe von Ehrenamtlichen. Viele Gemeinden bewahren zum Teil jahrhundertalte Kirchenbücher, Urkunden, Sitzungsprotokolle und weitere Archivalien auf. Auch deshalb sei das neue Konzept ein Gewinn für den Kirchenkreis, sagt Propst Gerd Panknin: „So werden langfristig bedeutende archivalische Schätze gehoben, bewahrt und nutzbar gemacht.“

Nach dem Ablauf von zwei Jahren und Evaluationen will die Nordkirche entscheiden, wie viel Personal in der Außenstelle gebraucht wird.

ZUM SONNTAG SEXAGESIMAE

NEUBEGINN Höre ich vom Sämann, habe ich den Sämann des Malers Van Gogh vor Augen. Ein bekanntes Gleichnis und ein berühmtes Gemälde. Sie sind sicher nicht nur in meinem Gedächtnis miteinander verknüpft. Vor der untergehenden Sonne ist ein Mann bei der Arbeit auf dem Feld zu sehen. Mit Bedacht streut er Samen aus, die er aus der umgehängten Tasche holt. Schaut er den Körnern hinterher? Wo fallen sie hin, was wird aus ihnen?

Manche fallen auf den Weg, andere ins Gestrüpp oder auf guten Boden. Es ist wie im Leben: Du gibst dir alle Mühe, und dann geht etwas doch daneben, nicht alles erreicht sein Ziel. In unserer auf Effizienz ausgerichteten Zeit ist diese Einsicht für manche sicher (fast) unerträglich. Der Sämann dagegen weiß: Er hat sie aus der Hand gegeben und braucht nun Geduld. Die Körner reifen, wenn es Zeit ist und sie genug Sonne, Regen und Bodennahrung bekommen. Bei Letzteren hilft der moderne Landwirt gern mit Dünger oder optimierter Bo-

denbewässerung nach. Aber auch er wird die Samen nicht wieder zusammensammeln, die auf den Weg, auf Felsen oder unter Dornen gefallen sind. Und so passiert es wie im Gleichnis beschrieben: Manche treten sich fest, dienen Vögeln zur Spelte, vertrocknen oder werden von Gestrüpp überwuchert. Erstaunlicherweise ist es aber nicht zwangsläufig immer so. Das können wir auf Industriebrachen sehen, auf Straßen mit rissigen Asphaltflächen, an ungepflegten Gebäuden oder in Bruchsteinmauern: Die Saat geht mancherorts unvermutet doch auf, Pflanzen wachsen auch an unwahrscheinlichen Orten.

Der bibelfeste Maler hatte sicher das Gleichnis im Sinn. Mit dem Bauern verglich er sich selbst: einer, der immer wieder neu beginnt – mit jedem neuen Bild, und die strahlende gelbe Sonne symbolisierte für ihn die göttliche Anwesenheit. Ein schöner Gedanke: Das Bild ist Van Goghs Auslegung des Gleichnisses mit Farben und Formen statt mit Worten.

Und indem er säte, fiel einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen's auf ... anderes fiel auf das gute Land.
aus Lukas 8, 4-15

ANZEIGE

Die EZ-App



evangelische-zeitung.de/ez-app
0431/55 77 99

KOMMENTAR



RENAME HALLER

Schlechte Stimmung

Deutschland krepelt die Ärmel hoch: Mit einem griffigen Slogan lädt die Bundesregierung ein, sich impfen zu lassen. Mit Erfolg, die Bereitschaft steigt. Das Problem: Der Impfstoff ist knapp, die Stimmung deshalb schlecht.

Wer gehofft hatte, der Impfpfibel Anfang der Woche bringe die Lösung, ist enttäuscht. Noch so viele Gesprächsrunden können den begehrten Stoff nicht herzaubern, neue Zulassungen brauchen Zeit, ebenso neue Produktionsstätten. Gebracht hat der Gipfel die erneute Zusage von Bundeskanzlerin Angela Merkel, dass bis Ende des Sommers jedem und jeder Impfwillingen ein Angebot gemacht werden kann. Das ist angesichts der Lage eine ganze Menge.

Woher kommt die schlechte Stimmung? Deutschland war schnell mit dem Aufbau der Impfzentren. Das hat die Erwartung geweckt, die Pandemie bald im Griff zu haben. Aber schnell häuften sich die Meldungen, dass in einigen Pflegeheimen, die zuerst an der Reihe waren, mangels Impfstoff nur ein Teil der Menschen geimpft werden konnte, andere Einrichtungen gingen leer aus.

Es wurde nicht besser, als sich die über 80-Jährigen, die zu Hause leben, um Impftermine bewerben konnten. Stundenlange Versuche am Telefon, zusammenbrechende Plattformen bei der Online-Terminvergabe. Bei den einen lief es reibungslos, andere sind verzweifelt oder haben aufgegeben.

Viele Millionen Menschen zu impfen und das möglichst schnell, um den kursierenden Mutationen zuvorzukommen, ist eine Mammutaufgabe. Es gibt dafür weder in Deutschland noch anderswo eine Blaupause, auch wenn es einigen Ländern wie etwa Israel und Großbritannien schneller gelingt, den Menschen den ersehnten Piks zu verschaffen. Israel etwa zahlt mehr, hat andere Haftungsbedingungen und gibt die Daten der Geimpften an die Herstellerfirmen weiter.

Deutschland wollte vernünftigerweise solidarisch mit den anderen Ländern in Europa sein und hat die Beschaffung der Vakzine auf die EU verlagert. Nun hagelt es Kritik, die EU habe zu zögerlich und zu wenig bestellt. Dazu meldete ein Hersteller nach dem anderen Lieferprobleme an, Tausende von Impfterminen mussten abgesagt werden. Das ist ärgerlich, aber vollmundige Forderungen nach einem Exportstopp von in Europa produzierten Stoffen helfen nur vordergründig. Länder außerhalb der EU wie etwa Großbritannien werden mit einem ebensolchen Exportstopp antworten. Ein Handelskrieg um Impfstoffe aber ist das Letzte, was derzeit weiterhilft.

Auch die Forderung einiger Politiker, die Pharmaindustrie schlichtweg zur Produktion zu zwingen, ist eher in den Bereich vorzeitigen Wahlkampfgetöses einzuordnen. Es geht um eine hochkomplexe Produktion, die dazu notwendige Technik ist noch nicht verbreitet.

Was bleibt, ist eine starke Sehnsucht der Menschen nach Klarheit in der Krise. Die konnte und kann die Politik ob vieler Unwägbarkeiten betreffs Zulassung und Produktion von Impfstoffen nur bedingt geben. Was jedoch zum Vertrauensverlust beigetragen haben dürfte, war das vollmundige Versprechen von Gesundheitsminister Jens Spahn Anfang Januar, wohl im zweiten Quartal allen Bürgern ein Impfangbot machen zu können.

Große Projekte gelingen selten auf Anhieb. Erst recht nicht, wenn viel Geld im Spiel ist, und die beteiligten Unternehmen versuchen, ein möglichst großes Stück vom Kuchen abzubekommen. Was jetzt notwendig ist, um Vertrauen wieder aufzubauen, ist Transparenz, der Verzicht auf wackelige Versprechungen und ehrliche Kommunikation auch dann, wenn es Probleme gibt. Die Veröffentlichung der Liste mit Lieferzusagen und der Impfpfibel sind ein Anfang. Doch ohne Geduld wird es nicht gehen.



Karikatur: Heiger Pyra

Eine Lanze für die Basis-Bibel

Aber: Die Vermarktungsstrategie könnte Aufmerksamkeit kosten

Redakteurin Catharina Volkert hat einen Blick in die neue Basis-Bibel geworfen und ist in weiten Teilen einverstanden. Das liegt vor allem an der Sprache.

VON CATHARINA VOLKERT

Meine Basis-Bibel heißt „Die Kompakte“. Sie leuchtet in einem kräftigen Blauton, ein weißes Kreuz haben die Gestalter ihr zudem wieder auf Cover und Rücken verpasst, als hielte es alle Seiten zusammen. Mir gefallen ihre leuchtenden, klaren Farben. Und mir gefällt ihre Sprache. Die neue, vollständig übersetzte Basis-Bibel ist erschienen.

Was mir nicht gefällt, ist die Art, wie sie auf dem überbordenden Bibel-Büchermarkt angepriesen wird. Die EKD empfiehlt sie nicht nur als Ergänzung zur Lutherübersetzung 2017, sondern „insbesondere“ zur Erstbegegnung für Kinder, Jugendliche und Konfirmanden. Gemäß dieser Marketing-Strategie verließ ich nach meiner telefonischen Bestellung die Evangelische Bücherstube mit einer leuchtenden Papiertüte, auf der nicht nur die Bibel zu sehen war, sondern auch ein Basketball und Konzertkarten für „The HipHopHeadbanger“. Also: Wer zur Basisbibel greift, ist cool.

Ich spiele weder Basketball noch höre ich Hip-Hop. Eine Sonnenbrille trage ich nur unter freiem Him-

mel, ausschließlich bei Sonnenschein. Trotzdem möchte ich eine Lanze für die Basis-Bibel brechen. Denn mit der Darstellung als hip-pes Medium wird ihr Licht unter einen Scheffel gestellt. Leser werden mit einem „du“ angesprochen, „So geschrieben, dass du und ich es verstehen“, heißt es bereits auf dem Cover. Das ist anbiedernd und provoziert die hämische Frage, wer denn „ich“ ist. Gott vielleicht? Oder nur die Deutsche Bibelgesellschaft? Ich befürchte, dass sie angesichts dieser Vermarktungsstrategie nicht die Anerkennung bekommt, die sie verdient.

Denn: Eine klare Sprache tut gut. So wird sie angepriesen als Übersetzung, „die das digitale Leseverhalten berücksichtigt“. Das ist sinnvoll im Jahr 2021. Doch ihre Sprache tut vor allem gut, weil jeder versteht, worum es geht. Ihre maximal 16 Worte pro Satz sind eine Befreiung, denn freigelegt wird der Inhalt.

Im Theologiestudium hieß meine Rettung „Paulus lesen und verstehen“ von Wolfgang Fenske. Paulus lesen und verstehen, dafür brauchte ich endlich keine Literatur mehr, als die Basis-Bibel 2010 auf dem Markt kam: die Übersetzung des Neuen Testaments.

So ist es mit der Gesamtübersetzung geblieben. Schon der erste Leseeindruck verrät, worum es geht. Beim Blättern zwischen all den Vor-

schriften, Regeln und Gesetzen im 4. Buch Mose stoße ich in meiner Lutherübersetzung auf Zwischenüberschriften wie „Von den Quasten an den Kleidern“, „Erinnerungszeichen an der Kleidung“, stellt die Basis-Bibel hier klar. Wie aus der Übersetzung des Neuen Testaments gewohnt, gibt es kurze Erklärtexte am Seitenrand: „Sabbat“, „Steinigung“, „Quaste“ (ja, genannt werden sie selbsterklärend), „Gebote“, „aus Ägypten geführt“ reihen sich die Stichworte auf Seite 246 untereinander und bringen mir das Volk aus der Wüste näher.

Jeder Gedanke ein Hauptsatz. Manche Literaten sträuben sich dagegen – und sicher, verschnörkelte, bis ins kleinste Detail durchdachte Sprache kann manchmal wunderschön sein, insbesondere, wenn sie von Martin Luther stammt und es sich etwa zu einer Zeit begibt, in der wir mitsprechen können, weil sie Jahr für Jahr Heiligabend mitten ins ohnehin erwärmte Herz trifft, wenn wir von Maria und Josef aus der Stadt Davids hören. Aufgeben und verlieren werden wir Luthers Sprache nicht durch die Basis-Bibel.

Und wenn doch? Wäre das schlimm? Die Botschaft bleibt, und die möge klar und verständlich sein. „Fürchte Dich nicht und schreie vor nichts zurück! Denn der Herr, Dein Gott, ist mit dir bei allem, was du unternimmst!“ Josua 1, 9 – aus der Basis-Bibel.

BRIEFE AN DIE REDAKTION

Klaus Kloppenbug zum Dossier „Jüdisches Leben in Deutschland“, Ausgabe Nr. 4 vom 24. Januar 2021, Seiten 4 und 5.

Mehr Juden als in den Gemeinden gezählt

(...). Zum Info-Kasten „Stichwort“ möchte ich ergänzen, dass sich jüdisches Leben im heutigen Deutschland nicht nur auf die hier angegebene Zahl (97 791) von Mitgliedern der Gemeinden beschränkt, die unter dem Dachverband des Zentralrats der Juden in Deutschland registriert sind. Auch außerhalb davon, in eigenen Gruppierungen oder bewusst nicht registriert, leben nach offiziellen Schätzungen (unter anderem laut Bundeszentrale für politische Bildung) mindestens noch einmal so viele Juden in Deutschland, von denen sich viele humanistisch-säku-

lar verstehen, aber durchaus jüdisch.

Pastor i. R. Martin H. Siebert, aus Peine zum Artikel „Schrittmacher für Wirtschaft und Kultur“, Ausgabe Nr. 4, Seiten 4 und 5.

„Missgeburt des nationalen Gefühls“

In seinem sehr informativen Artikel „Schrittmacher für Wirtschaft und Kultur“ schreibt Nils Sandriss, dass der Historiker Heinrich von Treitschke 1878 die Formel „Die Juden sind unser Unglück“ geprägt habe. Diese Formel hatte Treitschke in einem Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern mit dem Titel „Ein Wort zu unseren Juden“ wie folgt angewandt: „Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder

nationalen Hochmuts mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heute wie aus einem Munde: (Die Juden sind unser Unglück!)“ (Werner Keller „Und wurden zerstreut unter alle Völker“, Hamburg (...) 1966, S. 452). Das Original dieser Formel findet sich allerdings bei Martin Luther in seiner Diatribe (Schmähschrift, Anm. der Redaktion). „Wider die Jüden und ihre Lügen“ (...)

Der Historiker Theodor Mommsen bezeichnete damals übrigens in seiner Schrift „Auch ein Wort zu unserem Judentum“ die Judenhetze als völligen Unsinn, und er bezichtigte Treitschke der Entfesselung des Nationalhasses im geeinten Deutschland. Den Antisemitismus verdammte Mommsen als Missgeburt des nationalen Gefühls! Die Nachwehen dieser Missgeburt sind leider auch heute noch unter uns zu spüren.

Ulrich Dürr aus Bad Nauheim zum Kommentar „Sonderrechte mit Immunitätspass“, Ausgabe Nr. 4 vom 24. Januar 2021, Seite 2.

Vorteile erst, wenn alle geimpft werden können

Privilegien für Geimpfte? Selbstverständlich: Ja! Aber: Erst, wenn alle Impfwillingen auch ihre Spritze zweimal erhalten haben können!

Pfarrer Hans Ulrich Hoffmann-Schaefer aus Mainz zum Artikel „Nachhaltigkeit leben“, Ausgabe Nr. 5 vom 31. Januar 2021, Seite 6.

Foto zieht wichtigen Inhalt ins Lächerliche

Öfters sieht man Fotos mit Pfarrern und Pfarrern auf Fahrrädern – damit sie als solche zu erkennen sind, haben sie einen Talar an. So

auch auf einem Foto (...) dieser Zeitung: Pfarrer auf Herrenfahrrad im Talar. Dass dies nichts mit Nachhaltigkeit und Ökologie zu tun hat, sondern einer gefährlichen Zirkusnummer gleicht, merkt wohl keine/r. Sind Sie schon mal mit Talar auf einem Herrenfahrrad gefahren? Abgesehen von dem gefährlichen Auf- und Abstieg ist die Gefahr gegeben, dass sich der Talar in den Speichen des Hinterrades verheddert. Der Gipfel: Damit wohl die Kleiderordnung eingehalten wird (...) fährt der Kollege ohne Helm. (...) Das Foto konterkariert den so wichtigen Inhalt ins Lächerliche.

Wir in der Redaktion freuen uns über Leserbrief zu Beiträgen in unserer Zeitung, auch wenn sie nicht der Meinung der Redaktionsmitglieder entsprechen. Wir behalten uns aber bei Abrudruck sinnwahrende Kürzungen vor.

Vom Segen des Staunens

Die Bibel ist voll mit Wunderbarem. Menschen reagieren darauf mal mit Erschrecken, mal mit Freude und Jubel

In diesem Jahr haben sich viele Menschen sicherlich mehr gesorgt, haben mehr gegrübelt als in Jahren ohne Corona. Nun ist jede und jeder unterschiedlich empfänglich für Sorgen, Nöte und Ängste, es kommt darauf an, wie jemand gestrickt ist. Aber klar ist: Im Alter nimmt die Tendenz zu, sich Sorgen zu machen.

VON ANDREA SEEGER

Amerikanische Forscher haben jetzt ein Zaubermittel entdeckt, das dagegen wirkt: Staunen! Herausgefunden haben sie das mit Hilfe einer Studie. Sie haben zwei Gruppen gebildet. Die Mitglieder beider Gruppen gingen acht Wochen lang jeden Morgen 15 Minuten spazieren. Alle sollten ihr Handy mitnehmen und Selfies mitbringen. Die eine Hälfte sollte auf die Umgebung achten und staunen, wenn etwas bemerkenswert erschien. Die andere Hälfte zog ohne Vorgabe los. Und siehe da: Die Selfies der Staunenden sahen anders aus als die der Vergleichsgruppe.

Auf den Fotos war von Tag zu Tag mehr von der Umgebung zu sehen, die Personen selber standen immer weniger im Mittelpunkt. Die Staun-Gruppe nahm die Farben des Winters wahr, spürte, wie unterschiedlich der Schnee unter ihren Füßen knirschte oder bei Tauwetter der Weg matschig wurde. Die Gedanken der anderen Gruppe kreisten oft um Probleme.

Was ist Staunen? Zunächst mal ein Gefühl, wenn der Mensch Unwartetes erlebt. Das kann positiv sein, aber auch negativ. Bewunderung, Respekt, Verehrung oder auch Befremden, Irritation und Argwohn begleiten diese Emotion, die eng verwandt ist mit der Neugier.

Auch in der Bibel kommt das Staunen oft vor. Die Bandbreite reicht vom Erschrecken über Gottes machtvolle Offenbarung bis hin zum freudigen Erstaunen über seine Hilfe und Zuwendung.

Im positiven Sinne mit Blick auf die Schönheit der Schöpfung, zum Beispiel in den Psalmen 104 und 139. Als der „Staub-Psalm“ schlechthin kann Psalm 8 gelten, in dem der Beter unter dem Himmelzelt steht und es kaum fassen kann, dass Gott angesichts dieser



„Wunderbar sind deine Werke“, betet ein Mensch in Psalm 139. Gottes Schöpfung bietet immer wieder Anlass zum Staunen.

Unendlichkeit ausgerechnet den Menschen zu seinem Gegenüber erwähnt hat. Auch die Heilstaten in der Geschichte Israels veranlassen Menschen zum Staunen – und, als Reaktion darauf, zum Loben, zum Beispiel in 2. Mose 15, 1-21, wo es um die wundersame Rettung der Israeliten am Schilfmeer geht.

Als „Kehrseite“ des Staunens findet sich ebenso das „Erschrecken“ des Volkes Israel bei der Offenbarung Gottes am Sinai, wo Gott im Gewitter, in Feuer und Beben „auf den Berg herabsteigt“ und das Volk davor warnt, ihm zu nahe zu kommen (2. Mose 19, 16-21).

Im Neuen Testament findet sich das Staunen vor allem im Zusammenhang mit Jesu Wundern sowie seiner Lehre. In der Kindheitsgeschichte Jesu nach Lukas gibt es zu Beginn ein dreimaliges Erschre-

cken derjenigen, denen Engel die frohe Botschaft bringen: Zacharias bei seinem Dienst im Jerusalemer Tempel, als der Engel Gottes ihm die späte Schwangerschaft seiner Frau Elisabeth und die Geburt eines Sohnes, Johannes des Täufers, ankündigt (1,12); Maria, der der Erzengel Gabriel die Geburt Jesu verkündet (1,29); und die Hirten auf den Feldern, die aufgefordert werden, zum Stall nach Bethlehem zu gehen, wo der Messias geboren wurde (2,9).

Verbunden mit der Verkündigung der Engel ist stets die Aufforderung, sich nicht zu fürchten. Nachdem die Hirten am Stall eintreffen und alles so vorfinden, wie der Engel ihnen gesagt hatte, erzählen sie den Anwesenden, „was ihnen über dieses Kind gesagt worden war. Und alle, die es hör-

ten, staunten über die Worte der Hirten.“ Nach dem Lobgesang des greisen Simeon bei der Darstellung Jesu im Jerusalemer Tempel heißt es: „Sein Vater und seine Mutter staunten über die Worte, die über Jesus gesagt wurden“ (2,33).

Bei der Auferstehungserzählung nach Lukas fürchten sich die Frauen (24,5). Petrus hingegen, der zum Grab eilt, nachdem die Frauen ihn benachrichtigt haben, wundert sich auf dem Heimweg (24,12). Ebenso erstaunen die anderen Jünger wenig später beim Erscheinen des auferstandenen Herrn (24,41) vor Freude.

Die Bibel ist voller Staunen, voll von Bewundernswertem. Staunen können die Menschen auch in ihrem Alltag. Wie die Staun-Gruppe der amerikanischen Studie beweist: Ein Spaziergang im Wald kann es

auslösen. Aber hervorrufen kann es auch jemand, wenn er oder sie ein Bild betrachtet, Musik von Bach hört oder an einem Gottesdienst teilnimmt. Aufmerksamkeit und Energie sind nach außen gerichtet statt nach innen. Positive Begleiteerscheinungen: Wer öfter staunt oder ehrfürchtig etwas betrachtet, hat den Eindruck, über mehr Zeit zu verfügen, ist wohlwollender, fühlt sich besser und empfindet so etwas wie Demut. Staunen rückt die Perspektive zurecht und zeigt, dass die Welt nicht nur aus einem selbst besteht. Da ist etwas, was viel größer ist als wir – Christen nennen es Gott.

Wer wissen möchte, ob er oder sie ein Gespür für kleine Wunder hat, gehe eine längere Zeit jeden Tag eine Viertelstunde spazieren, achte und staune!

Die letzten acht Buchstaben

Fast zwei Jahre dauerte die Restaurierung einer kostbaren Torarolle. Jetzt wird daraus wieder im Gottesdienst gelesen

Nach einer aufwendigen Restaurierung in Israel wurde die älteste Torarolle Süddeutschlands beim Holocaust-Gedenken im Bundestag fertiggestellt.

VON GABRIELE INGENTHORN

Amberg/Berlin. Ein symbolhafter Akt mit tiefgreifender Bedeutung stand im Zentrum des Holocaust-Gedenkens am 27. Januar in Berlin: Im Andachtsraum des Deutschen Bundestages wurde die älteste Torarolle Süddeutschlands vervollständigt. Der Schreiber, ein sogenannter Sofer, schrieb mit dem Gänsekiel und reiner Tinte die letzten acht Buchstaben in die heilige Schrift.

Dem Amberger Rabbiner Elias Dray ist es zu verdanken, dass die mehr als 200 Jahre alte Torarolle überhaupt gefunden wurde. Die Schriftrolle datiert auf das Jahr 1793 und trägt die Inschrift „Sulzbach“. Gut 70 Jahre hatte sie unerkannt im



Mit Gänsekiel und reiner Tinte wurde die Restaurierung der Torarolle vollendet.

Schrein der Amberger Synagoge gestanden, bevor Rabbiner Dray das wertvolle Stück im Jahr 2015 fand, wie er erzählt. „Es war ein Glück, dass sie eine Inschrift an der Halterung hatte mit der Jahreszahl ihrer

Entstehung.“ Sonst wäre er kaum auf sie aufmerksam geworden. „Nur etwa jede tausendste Rolle trägt außen eine Jahreszahl.“

Angefertigt wurde das Pergament mit den fünf Büchern Mose

für die Synagoge in Sulzbach. Dort existierte bis 1851 auch eine der fünf größten hebräischen Buchdruckereien der Welt. 1934 löste sich die dortige Gemeinde auf, die Rolle kam in die jüdische Gemeinde nach Amberg. Kurz vor der Reichspogromnacht 1938 versteckte sie der letzte Religionslehrer der jüdischen Gemeinde im Heimatmuseum in Amberg.

Damit hat das Schriftstück wie durch ein Wunder auch den großen Stadtbrand von 1822 in Sulzbach überdauert und legt Zeugnis dafür ab, dass jüdisches Leben in der Oberpfalz schon seit Jahrhunderten existiert.

Zur Begutachtung brachte Dray die Torarolle nach Israel. Dort stellte man fest, dass eine Restaurierung der aus 30 Tierhäuten bestehenden, 24 Meter langen und 65 Zentimeter hohen Rolle rund 45 000 Euro kosten würde – zu viel für die israelitische Kultusgemeinde Amberg. Beschädigt aber darf eine Tora nach

jüdischen Gesetzen nicht mehr für Gottesdienste verwendet werden. Sie kann, wie in solchen Fällen üblich, auf einem jüdischen Friedhof beerdigt werden.

Der Bund übernahm daraufhin fast die gesamten Kosten, um das imposante Zeugnis jüdischen Lebens in Bayern zu erhalten. Die aufwendige Restaurierung dauerte fast zwei Jahre. Vor jeder Schreibsitzung bittet der Sofer Gott um die physische und mentale Kraft. Kein Buchstabe darf an den anderen anstoßen, sonst ist alle Arbeit umsonst.

Nach ihrem Auftritt in Berlin kommt die Rolle zunächst für ein paar Monate erneut unter Verschluss, bevor sie im Juni im Amberger Rathaus feierlich in Empfang genommen und bei einer Prozession in die Synagoge zurückgebracht wird. Dort soll sie auch wieder im Gottesdienst verwendet und nicht nur wie ein Museumsstück ausgestellt werden, sagt der Rabbiner.

STICHWORT

Predigt

Eine Predigt ist eine Rede im Rahmen einer religiösen Feier. Sie ist fester Bestandteil im Ablauf eines Gottesdienstes.

In den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden Deutschlands legt die Perikopenordnung der EKD fest, welche Bibeltexte im Zentrum des jeweiligen Sonntags im Kirchenjahr stehen sollen.

Die Lehre von der Predigt ist die Homiletik. Sie gehört zur Praktischen Theologie und untersucht die Form und die Darbietung der Predigt. Reflektiert werden dabei unter anderem das Verhältnis zum Bibeltext, die Rolle des Predigers und der Gemeinde. So vereint die Homiletik zahlreiche Disziplinen: von den Bibelwissenschaften über Rhetorik bis hin zu Soziologie und Sprachwissenschaften. cv

GLOSSE

Nutze deine Chance

Das waren selige Zeiten, als Prediger noch unangefochtene Respektspersonen waren, weil ihre Worte als das „reine und lautere“ Wort Gottes galten. Doch auch heute lässt sich dieser Ruf erlangen, wenn, frei nach Kurt Tucholskys „Ratschlägen für einen schlechten Redner“, folgende Predigt-Grundsätze befolgt werden:

Du hast alle Zeit der Welt. Schließlich soll der Sonntag die Hektik des Alltags unterbrechen. Falls an deiner Kanzel noch eine Sanduhr als Zeitbegrenzer angebracht ist, verweise darauf, dass sie auf eine Stunde geeicht ist – und du mit 45 Minuten immer noch weit darunter liegst.

Nur Anfänger haben ein Konzept. Predige, was dir gerade in den Kopf schießt. Wenn du dann um die Fortführung eines Gedankens ringst, wirst du bald den Ruf haben, besonders authentisch zu sein.

Du hast sicher ein Lieblingsthema, deine Zuhörer sind begierig, jeden Sonntag etwas mehr davon zu erfahren. Besonders neugierig sind sie auf Gedankengänge, die möglichst nicht mit ihrem tristen Alltag zu tun haben.

Wenn du dagegen eine blumige Bildersprache liebst, dann achte darauf, dass deine Beispiele möglichst am Predigttext vorbeiziehen und, hohe Schule, sich auch noch widersprechen. Das regt zum Nachdenken an, was du denn sagen wolltest.

Vor allem aber: Bedenke, wenn du auf die Kanzel steigst, dass die Gemeinde zu schweigen hat. Schon im 1. Buch Samuel heißt es: „Der Herr hat sie in deine Hand gegeben.“ Es ist deine Chance – nutze sie!



PASTOR TILMAN BAIER

ist Chefredakteur der Evangelischen Zeitung und der Kirchenzeitung MV
Foto: privat

Von dem vorgegebenen Bibeltext eines Sonntags bis zur tatsächlichen Predigt ist es ein langer Weg. Pastor Christian Schack aus Siek am Hamburger Stadtrand lässt sich beim Entstehungsprozess über die Schulter schauen.

VON BETTINA ALBROD

Siek. „Liebe Gemeinde ...“ lautet ein Satzanfang, der in so gut wie keiner Predigt fehlt. Der Hörende weiß damit, dass er Teil einer Gemeinschaft ist. Für den Pastor ist es der Anfang einer Rede, die er Woche für Woche neu schreiben muss. Die Themen sind durch die Predigtordnung vorgegeben – und sie sind vieles, aber kein Small-Talk. In einer Predigt geht es um Grundwahrheiten, um Werte und Erkenntnisse, die vermittelt werden sollen.

Pastor Christian Schack von der Kirchengemeinde Siek, knapp 30 Kilometer vom Hamburger Hauptbahnhof entfernt, predigt derzeit nicht in seiner Kirche, sondern ins Mikrofon – wegen der Pandemie bietet er seiner Gemeinde Hörpredigten an. Das verändert zwar seine Situation, doch nicht die Predigt selbst, sagt der Pastor.

„Beim Präsenzgottesdienst weiß ich, wer vor mir sitzt, und kenne die Probleme vieler Besucher. Da hat ein Konfirmand Liebeskummer, und eine ältere Dame trauert. Die Sorgen nehme ich dann in meine Predigt auf“, erklärt Schack. „In der Kirche verbindet uns alle derselbe Raum.“ Beim Hörgottesdienst wisse er nicht, wer ihm in welcher Situation zuhört. „Da stelle ich mir dann eine Szene vor, in der ich beispielsweise mit jemandem auf dem Sofa sitze. Dadurch spreche ich am Mikrofon leiser als auf der Kanzel, wo ich sehr

laut reden muss. Das ist dann meine Podcast-Stimme.“

Am eigentlichen Schreiben der Predigt ändert das für ihn nichts, sie bleibt Verkündigung. Zuletzt lautete das Thema „vernünftiger Gottesdienst“ nach dem Römerbrief des Paulus. Die Predigten, so Schack, folgten den vorgegebenen Predigt-

texten, die er in das Alltägliche zu übersetzen versuche. „Wichtig ist für mich die Frage, was der Bibeltext mir heute sagt.“

Erstmals liest Schack den vorgegebenen Text Mitte der Woche und denkt nach dem ersten Kennenlernen dann täglich darüber nach. „Meist fällt mir irgendwann spontan

etwas dazu ein.“ Wenn nicht, bespricht er sich zu Hause mit seiner Frau – auch sie Theologin – und mit Kollegen. „Das bringt mich weiter und führt dazu, dass ich meinen eigenen Horizont auch mal verlasse.“ Tabu gibt es nicht, ist Schack überzeugt: „Man kann über alles predigen und muss auch über alles predigen können. Zwischen Himmel und Erde kommt alles vor.“

„Sobald ich loslege, sprudelt es“

Das Thema „vernünftiger Gottesdienst“ habe konkret zur aktuellen Corona-Situation gepasst und verweise auf einer anderen Ebene auf den Dienst an Gott auch im Alltag. Wenn der Grundgedanke für die Predigt gefunden ist, muss er in Form gebracht werden. „Beim Theologie-Studium hat mir ein Professor mal gesagt, dass man nie mit einem negativen Bild anfangen soll, sonst komme man am Ende nicht mehr ins Positive. Daran habe ich mich immer gehalten“, so Schack. Denn eine Predigt solle versöhnlich enden und die Zuhörer getrostet in den Alltag entlassen.

Beim Schreiben hält Christian Schack sich an die Lehre aus dem Studium – und an Astrid Lindgren: „Ein gutes Buch muss wie ein Hecht sein – scharfe Nase, ein schmackhaftes Mittelstück und ein flott klatschender Schwanz“, zitiert Schack. „Das gilt für eine Predigt auch. Ich folge dem Bibeltext, aber ich will auch politisch aktuell sein. Joe Bidens Amtseinführung oder die Corona-Pandemie sind Themen, die in meine Predigten einfließen.“

Wenn die Gedanken gereift sind, setzt Schack sich am Samstag erst



Am Mikrofon statt auf der Kanzel: Pastor Schack.

Eine gute Predigt braucht Zuhörer

Das Zusammenspiel von Pastor und Gemeinde ist entscheidend, sagt Karsten Matthis

Karsten Matthis ist Pastor im Kirchenkreis Bad Godesberg-Voreifel und Geschäftsführer des Bonner Ökumenischen Predigtpreises, der derzeit pausiert. Was macht eine gute Predigt aus? Darf eine Predigt politisch sein, und gelingt das auch online? Über diese Fragen hat Catharina Volkert mit ihm gesprochen.

Erinnern Sie sich noch an Ihre erste Predigt? War sie gut?

Karsten Matthis: Das muss Ende der 1980er-Jahre gewesen sein, in einem Vorort von Göttingen. Wir haben im Predigtlehre-Seminar mit mehreren Studenten zusammen einen Text erarbeitet. Das war damals spannend für uns, aber es war keine gute Predigt. Wir haben viel zu akademisch gedacht und waren nicht hörbezogen. Es ist nämlich wichtig, dass man nicht gegen die Gemeinde anpredigt, sondern mit der Gemeinde predigt.

Was macht denn eine gute Predigt aus?

Die kommunikative Art des Predigers. Mimik und Gestik, nicht nur die hängenden Schultern auf der Kanzel. Zuletzt etwa, in der Epiphaniazeit, brauchte es außerdem eine fröhliche Grundstimmung. In dieser Pandemie- und Krisenzeit brauchen die Leute ein Stück Zuversicht, Vergewisserung – und keine dröge Textexegese. Das haben wir damals im Studium gemacht. Wir haben uns zu sehr an den Text geklebt.

Die Persönlichkeit des Predigers macht also viel aus?

Ja, und die Rhetorik. Der Aufbau der Predigt sollte überlegt sein; die Einleitung, um zu versuchen, die Leute mitzunehmen. Ich finde die antike Rhetorik gar nicht so schlecht: docere, delectare, movere – lehren, erfreuen, bewegen. Wenn es gelingt, mit einem Gottesdienst Aufbruch und Zuversicht zu schaffen, dann ist schon ganz viel getan.

Wie kann ich lernen, gut zu predigen?

Durch Übung. Gut finde ich, wenn andere einen spiegeln, indem jemand aus der Gemeinde oder dem Freundeskreis den Gottesdienst besucht und ein kritisches Feedback gibt. Man kann ihm zwar vorher den Text schicken, aber derjenige kann ja nicht ahnen, wie gut dieser vorgetragen wird. Predigt ist auch Arbeit. Meine Erfahrung ist, dass die Mühe überzeugt. Auch Hörer, die kritisch sind, erkennen die Mühe und die Sensibilität für den Bibeltext und die Gemeinde an.

Es klingt sehr fromm, aber die Predigt hat eine hohe Verantwortung. Wenn Paulus im Römerbrief schreibt: „Es kommt der Glaube aus der Predigt“, dann ist das ein starkes Wort. Auch stolpere ich häufig über „denn wir predigen nicht uns selbst“ aus dem 2. Korintherbrief. Gottes Horizont ist viel größer als unserer. Daher hoffe ich, dass der Heilige Geist noch mehr macht als wir selbst.

Darf eine Predigt politisch sein?

Ich denke, dass Kirche ein Wächteramt, eine prophetische Rolle hat. Aber politisch sein heißt auch immer kompetent sein. Sie dürfen nicht wild um sich schlagen und die Politikverdrossenheit, die einige Menschen haben, noch verstärken. Politische Äußerungen – im Talar und auf der Kanzel – dürfen niemals parteipolitisch sein. Jedoch kompetent, durchdacht und sorgsam und zum Bibeltext passend.

Derzeit wird ganz anders gepredigt. Viele Gottesdienste werden als Video für das Internet aufgezeichnet.

Diese Predigten finde ich persönlich schwer. Für mich gibt es nichts Schlimmeres, als in eine leere Kirche zu schauen und kein Feedback zu bekommen.



Karsten Matthis ist Pastor und gehört zum Predigtpreis-Team.

Gelingt das gute Predigen also nur mit einer Gottesdienstgemeinde vor Ort?

Ja, denn gut predigen bedeutet auch, auf die Situation vor Ort einzugehen, in den Gesichtern der Gemeinde zu lesen und auch mal etwas zu retten. Ich nehme einen Satz raus, verkürze etwas, baue eine Geschichte ein. In einem Gottesdienst, in dem ich mit einem Mikrofon, der Kamera und möglicherweise jemandem, der das aufnimmt, allein bin, sehe ich niemanden, auf den ich spontan reagieren kann. Die Predigt steht sogar noch stärker im Vordergrund, weil das Gemeinschaftserlebnis ausfällt: Sie haben kein Abendmahl, keinen Gesang, kein Miteinander nach dem Gottesdienst.

Mittlerweile gibt es neue Predigt-Formate wie Poetry Slams. Sieht so die Predigt der Zukunft aus?

Ich finde es gut, wenn neue Formen aufgenommen werden. Ein Poetry Slam passt nicht jeden Sonntag, aber er passt in den Junggottesdienst. Es ist eine Kunst, ich bewundere die, die das können. Die Predigt der Zukunft wird noch kürzer als heute sein. Früher wurde gesagt, dass man nicht länger als 15 Minuten predigen soll. Wir sind längst kürzer geworden, was jedoch anspruchsvoller ist, weil die Gedanken nicht lange ausgeführt werden können. Dazu gibt es einen treffenden Satz von Goethe: „Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, hätte ich dir einen kürzeren Brief geschrieben.“

niemand klatscht

Schack an die Lehre aus seinem Studium und an Astrid Lindgren

am Abend an den Schreibtisch. „Ich bin jemand, der immer erst kurz vorher seine Predigt schreibt, ich brauche den Druck.“ Außerdem sei ihm sein Gedankengang am Sonntagmorgen dann noch präsent.

Einen Talar zieht er zum Predigt-schreiben nicht an. „Ich sitze da in Alltagskleidung und mit einem Kaffee.“ Fünf bis sieben Minuten Hörpredigt müssen geschrieben und aufgenommen werden, auf der Kanzel sind es noch ein paar Minuten mehr. Nach Exegese und den formalen Predigtschritten folgen eigene Überlegungen. Ab und zu greift Schack auch zum Originaltext in Hebräisch oder Griechisch, um einer Wortbedeutung nachzugehen. „Sobald ich loslege, sprudelt es“, sagt der Pastor. Wenn er schreibe, gewinne er immer auch noch neue Erkenntnisse. „Der Text predigt auch für mich. Ich predige sehr gern.“

Der erste Satz steht schon fest

Seine Predigten hebt er alle auf, auch wenn er sie nie doppelt hält. Selbst nach rund 700 Gottesdiensten gebe es immer wieder völlig neue Bibeltexte. „Dazu ändern sich die Umstände. Eine Predigt, die ich schon einmal gehalten habe, ist ein Jahr später schon nicht mehr aktuell.“ So habe sich 2015 vieles um Willkommenskultur gedreht, heute seien die Themen ganz andere. Er verwende in einer Predigt auch gern starke Bilder, die den Hörern im Gedächtnis bleiben. „Wenn ich dann wieder mit einem Heißluftballon käme, erinnern sie sich alle daran. Es muss immer etwas Neues sein.“

Zum Predigt-schreiben gehören bei Schack aber auch mal Selbst-

zweifel; nicht immer ist der Pastor hinterher mit dem zufrieden, was er zu Papier gebracht hat. „Es kommt vor, dass ich den Text fertig habe und denke: Na, der ist aber diesmal nicht so gut geworden.“

Nach der Predigt merke er dann aber manchmal, dass es doch gut war – und umgekehrt. Im Gottesdienst bekommt der Pastor direkte Rückmeldungen, merkt, wenn jemand sich angesprochen fühlt oder gähnt und die Aufmerksamkeit verloren geht. Jeder bringt seinen Alltag mit in die Predigt. Schack lässt dann auch mal spontan etwas weg oder ändert einen Gedanken. Rückmeldungen bekommt er nach der Predigt selten – Predigten gehören zu den Reden, nach denen keiner klatscht.

„Ich möchte so viele Menschen wie möglich erreichen und bin dankbar für jede Kritik“, betont Schack. „An der Kirchentür höre ich meist nur ‚Vielen Dank‘ oder ‚Das war schön‘, da soll es immer schnell gehen.“ Einmal sei ein Besucher über eine politische Aussage verärgert gewesen und hätte ihm das auch gesagt. Das höre er sich dann an und denke darüber nach. Er sei aber in dem, was und wie er predige, frei. Im Gegensatz zu den Gottesdiensten in der Kirche stießen die Hörgottesdienste auf ein sehr positives Echo mit ausführlicheren Stellungnahmen. „Da schreiben mir die Zuhörer noch zwei Tage danach, warum es ihnen gefallen hat.“

Beim Thema „vernünftiger Gottesdienst“ hat Schack den Appell zu

Rücksicht- nah me und Verge- bung in den Mittelpunkt gestellt, die auch außerhalb des Sonntagsgottesdienstes gefordert seien. Am nächsten Sonntag ist eine neue Predigt

dran, und der Pastor denkt bereits darüber nach. Den Anfang des ersten Satzes hat er schon: „Liebe Gemeinde ...“



Foto: pixabay

Die Suche nach dem Zachäus-Moment

Vikarin Viola Mingé geht es beim Predigen um neue Zugänge

Von anderen lernen, neue Perspektiven suchen: Vikarin Viola Mingé erzählt, wie bei ihr Predigten entstehen und was ihr dabei besonders wichtig ist.

VON ANDREA SEEGER

Sie erinnert sich noch sehr genau an ihre erste Predigt. „Ich war total aufgeregt“, sagt Viola Mingé. „Die Treppen bin ich im Talar hochgestolpert, die ganze Zeit hing mir eine Lampe vor der Nase, das habe ich gar nicht bemerkt.“ Jetzt, nach dem Vikariat, verhalte es sich ganz anders. Denn in der praktischen Ausbildung haben sie und ihre Kommilitonen viel gearbeitet, unter anderem auch gelernt zu predigen.

Einmal, erzählt die 27-Jährige, hätten sie in der Kirche reihum nur die ersten zehn Sätze ihrer Predigten gehört. „Haben Sie schon mal ein Schaf getragen“, habe ihr erster Satz gelautet. Sie möchte neugierig machen auf das, was kommt, möchte nicht zu erwartbar sein. Sehr gern erzählt sie in Miniaturen, in kleinen Geschichten.

Sie beschäftigt sich lange mit dem Text, liest ihn, notiert sich erste Gedanken. Dann ordnet sie ihn exegetisch ein, schaut in den Urtext. „Manchmal bleibe ich an einem Wort hängen“, erklärt die Westerwälderin. Das altgriechische Wort pneuma zum Beispiel kann Geist, Hauch, Luft oder Atem bedeuten. Was das für den Text heißt, darüber denkt sie am liebsten draußen nach, beim Spazierengehen oder Joggen.

Die Ausbildungsstätte für Vikare der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau liegt in einem Schloss in der kleinen Stadt Herborn. Hier haben sie in Kleingruppen an Texten gefeilt. „Das hat mir sehr gut gefallen“, sagt Mingé. Es klingt ein bisschen wehmütig. Die Arbeit in der Gruppe hat ihr schon sehr zugesagt. Es geht ihr um neue, um andere Zugänge.

Zum Beispiel bei der eher bekannten Geschichte vom Zöllner Zachäus. Nach Lukas 19, 1-10 war Zachäus ein „Oberster der Zöllner“ und „Reicher“. Im Kontrast dazu war er „klein von Gestalt“. Er kletterte auf einen Maulbeerbaum, um den von einer Volksmenge erwarteten Einzugs Jesu beobachten zu können. Völlig überraschend begrüßt Jesus ihn im Vorbeigehen mit seinem Namen und kehrt dann in sein Haus ein, verweilt bei einem Sünder. Weil Jesus so handelt, ändert Zachäus sein Leben und gelobt vor Gott, die Hälfte seines Besitzes an die Armen zu geben sowie geraubtes Gut vierfach zu erstatten.

Viola Mingé kommt es bei dem Text darauf an, dass der Zöllner seine Perspektive ändert – er selbst, indem er auf den Baum klettert. Kernaussage: Es hilft manchmal, die Perspektive zu ändern, Gott macht mit, eröffnet neue Blickwinkel. Da könne sich jeder fragen: Wo sind meine Zachäus-Momente im Leben?

In Herborn hätten sie gelernt, elementar zu predigen: in einfachen, wenigen Worten, ohne Nebensätze zu formulieren. „Das war spannend“, findet sie. Und natürlich kennt sie den Spruch „kill your darlings“. Es



Viola Mingé

bedeutet, sich von seinen Lieblingen, in diesem Fall seinem Wissen, zu trennen. Eine Geschichte genügt. „Ich muss lernen, darauf zu verzichten, jetzt noch fünf exegetische Dinge zu erzählen“, bekennt Mingé. Gut getan habe ihr das Sprechtraining. Sie nutze jetzt die Resonanzräume, „sonst merke ich nach zwei Gottesdiensten meine Stimme“.

Sie erinnert sich an eine schlechte Predigt vor einigen Jahren. „Bei einer Taufe sprach der Pfarrer von der Erde als einem reinen Jammertal. Das kam für mich nicht gut rüber.“ Einen guten Eindruck hat eine Pfarrerin gemacht, die ein Korn aus ihrer Talar-tasche holte und raten ließ, was das sei. „Ich kam nicht drauf“, sagt Mingé. Dann habe die Pfarrerin die Geschichte vom Senfkorn erzählt. „Das hat mir gefallen.“ Die Methode hat sie sich abgeguckt: Sie selbst habe

vor Kurzem eine Predigt zur Buße gehalten und ein Knöllchen dabei gehabt. Das sei gut angekommen.

Bei einer Predigt komme es auch auf den Zusammenhang an. Spricht sie draußen oder in einer Kirche? Ist es Morgen oder Abend, hell oder dunkel? Sie suche sich ihren Platz zum Predigen genau aus, steht oft unten auf Augenhöhe mit den Gottesdienstteilnehmern, stelle Blickkontakt her. Sie spreche meist zehn bis zwölf Minuten, das sei bei jedem unterschiedlich. Am Ende, sagt sie, muss nicht alles gut sein. „Wir leben fragmentarisch“, begründet sie. Sie findet es gut, wenn Menschen über das Gehörte weiter nachdenken. Was absolut nicht und bei keinem gehe, sei ein „Von-oben-herab-Stil“.

Ein bisschen Angst hat Viola Mingé davor, zu wenig Zeit zum Vorbereiten zu haben, wenn sie im Juni ihren Vorbereitungsdienst beginnt. „Im Vikariat habe ich durchschnittlich einmal im Monat gepredigt, das wird natürlich mehr“, sagt sie. Aber sie weiß schon, was sie tun wird, wenn ihr nichts einfallen sollte zu einem Text: sich bewegen, mit Kolleginnen austauschen, mit ihrem Partner sprechen.

Viola Mingé hat in Heidelberg und Münster Theologie studiert. Das Vikariat hat sie in Höhr-Grenzhausen in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) gemacht. Zurzeit ist sie als Spezialvikarin Seelsorgerin im Hospiz und Krankenhaus in Dernbach. Im Juni beginnt der Probedienst in der EKHN.

Die Kunst der Philosophen

Verwandt ist die Predigt mit der öffentlichen Rede, wie sie beispielsweise Philosophen wie Aristoteles gepflegt und durch die Rhetorik begründet haben. Auch die Propheten des Alten Testaments traten als Prediger auf, indem sie an öffentlichen Orten sprachen.

Die Geschichte Jesu beginnt mit seinem Wegbereiter Johannes dem Täufer, der zur Buße, zu Umkehr aufrief. Die christliche Predigt fußt auf Matthäus 10, „Geht aber und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“, so sandte Jesus seine Jünger aus. Die Apostelgeschichte erzählt von Paulus und seiner Rede auf dem Areopag (17, 16-34), dem Hügel in Athen, wo auch das oberste Gericht tagte.

Im Mittelalter geriet die Predigt in den Hintergrund, die Sakramente als Mittel des Heils gewannen an Bedeutung. Reformbewegungen, etwa die Waltenser und schließlich die Reformation, grenzten sich davon ab und rückten die Auslegung des Wortes Gottes erneut in den Fokus. cv

Fallen und Fettnäpfchen

Ein „wir“ kann alles zerstören. Was ein falsches Wort beim Predigen auslösen kann – und über den Menschen auf der Kanzel verrät.

„Einführung in die Homiletik“ heißt ein Standardwerk für angehende Pastorinnen und Pastoren. Es ist von Wilfried Engemann und beginnt mit Problemen. Bis Seite 75 stellt er die Herausforderungen des Predigens dar. Problem 1: die Ausblendung der Lebenswirklichkeit. Der Alltag soll vorkommen. Und so warnt er weiter: vor Moralpredigten, in denen „menschliches Handeln zur Bedingung statt zur Folge“ des Evangeliums gemacht wird. Oder vorm „kleinen Lächeln“ – das „nahezu alle Probleme“ lösen kann. Sowohl Ironie als auch Sarkasmus sind eine Gefahr. Denn es ist nicht davon auszugehen, dass sie jeder versteht.

Zu viel der Exegese, der Auslegung und Bibelfachwissens auf der Kanzel, ist auch ein Problem. Ebenso die Bagatellisierung – die Seichtigkeit: bunte Blumenwiesen etwa, die für die offenen Arme Jesu stehen.

Auch Fachsprache hindert. Wenn die Rede von der „Schwelle zum Allerheiligsten“ ist, mögen die Kollegen zwar wissend nicken, alle anderen aber nichts verstehen. Ein weiterer Fallstrick ist die Sprache. Dann, wenn Menschen „vertrauen dürfen“, statt zu vertrauen, erteilt ihnen jemand von der Kanzel eine Erlaubnis.

Von Sätzen wie „Wir berauschen uns am Konsum“ wird ebenfalls abgeraten. Hier wird eine Gemeinde ausgeschimpft, ihr wird eine Konsumabhängigkeit unterstellt. Außerdem muss man fragen, wer ist eigentlich „wir“? Der Prediger versteckt sich in einer Masse – und die Einzelnen dieser Masse machen dicht. cv



Wer von „bunten Blumenwiesen“ erzählt, bleibt oberflächlich.

KURZ NOTIERT

Dank an Mitarbeitende der Telefonseelsorge

Berlin. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier hat sich in einem am vergangenen Montag veröffentlichten Video-Gespräch für die Arbeit der knapp 7000 Mitarbeitenden der Telefonseelsorge-Stationen bedankt. Deren schwierige Arbeit sei nicht erst seit der Corona-Pandemie wichtig, sagte Steinmeier. Der Bundespräsident sprach, wie schon im April vergangenen Jahres, mit der Leiterin der Würzburger Telefonseelsorge, Ruth Belzner, über deren Arbeit und die Sorgen ihrer Klienten.

Die Psychologin erklärte, natürlich sei Corona „immer mal wieder ein Thema“, aber vor allem wirke die Pandemie mit ihren Beschränkungen und Unsicherheiten „eher wie ein Vergrößerungsglas über bestehende Probleme“, wie etwa psychische Krankheiten, Ängste, fehlende Arbeit oder schwierige Familienverhältnisse. Anders sei es im Chat der Telefonseelsorge, so Belzner. Da gehe es schon mal explizit um Corona. **epd**

Neuer Präsident des Evangelischen Bundes

Bensheim. Der pfälzische Kirchenpräsident Christian Schad (Foto) wird am 1. März neuer Präsident



Foto: Ev. Kirche der Pfalz

des Evangelischen Bundes. Schad sei per Briefwahl gewählt worden, teilte Generalsekretär Richard Janus in Bensheim nach einer Sitzung des Zentralvorstandes

mit. Der Evangelische Bund ist ein Arbeitswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland, das sich mit Fragen der Konfessionskunde und der Ökumene befasst.

Schad tritt die Nachfolge der Theologieprofessorin Gury Schneider-Ludorff an, die das Amt bereits im Januar 2020 niedergelegt hatte. Seither führt der stellvertretende Präsident, der ehemalige evangelische Militärbischof Sigurd Rink, den Evangelischen Bund. Schad ist seit 2008 Präsident der Evangelischen Kirche der Pfalz. Er geht zum 1. März in den Ruhestand. **epd**

Müttergenesungswerk: Corona-Hilfe verlängern

Berlin. Das Müttergenesungswerk hat Bundesgesundheitsminister Jens Spahn aufgefordert, den Corona-Rettungsschirm für die Einrichtungen bis Ende April zu verlängern. Bei Belegungsquoten zwischen 40 und 80 Prozent kämpften die Vorsorge- und Rehabilitationskliniken des Verbandes um ihre Existenz, warnte der Verband in Berlin. Gerade derzeit seien Väter und Mütter sowie pflegende Angehörige stark belastet und auf Kuren angewiesen.

Der Rettungsschirm sollte Ende Januar auslaufen. Den Einrichtungen werden 50 Prozent ihrer Einnahmeausfälle erstattet. Die Bundesregierung hatte zu Beginn der Corona-Pandemie unter anderem auch an bestimmte Bedingungen geknüpfte Zuschüsse für Reha-Einrichtungen beschlossen und diese im Spätherbst bereits einmal verlängert. **epd**



Foto: BONICAPAS

Schuld ist das System

Ökonomen mahnen gerechtere Strukturen beim Kaffeehandel an

Kaffee-Kleinbauern in den Anbauländern haben nach Untersuchungen des Kieler Instituts für Weltwirtschaft (IfW) derzeit kaum Chancen, ihre Einkommen zu steigern.

Kiel. Die Lage viele Kleinbauern, die Kaffee anbauen, ist schwierig. Grund dafür sei die Struktur des Internationalen Kaffeehandels, heißt es in einer Studie im Auftrag der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit. Die Wirtschaftswissenschaftler appellieren an die Kaffeekonzerne, für einen nachhaltigen Kaffeeanbau, gute Arbeitsbedingungen und faire Bezahlung zu sorgen.

Laut Studie wird ein immer grö-

ßerer Anteil der Wertschöpfung im Kaffeehandel in der Veredelung zu Röstkaffee erwirtschaftet. In den vergangenen 30 Jahren seien Preise und Absatzmengen von geröstetem Kaffee und Kaffeeprodukten wie etwa Kaffee kapseln stark gestiegen.

Die Exportmengen hätten sich hier um etwa das Vierfache, die Preise sogar um rund das Sechsfache erhöht. Dagegen legten die Exportmengen und die Preise für Rohkaffee mit etwa 60 Prozent nur verhältnismäßig gering zu.

Die Kaffeeanbauländer entlang des „Kaffee Gürtels“ rund um den Äquator exportieren 87 Prozent ihrer Produkte als Rohkaffee. Die technisch anspruchsvolle Röstkaffeeverarbeitung bleibe kapitalstar-

ken Unternehmen aus Industrieländern wie Deutschland, Italien oder der Schweiz vorbehalten, so die IfW-Wissenschaftler. Außerdem sei gerösteter Kaffee nicht ohne Qualitätseinbußen über längere Strecken zu transportieren.

Bei Robusta-Bohnen, die vor allem für die Produktion von löslichem Kaffee verwendet werden, könnten die Anbauländer dagegen leichter Verarbeitungsprozesse übernehmen, die bislang zumeist in den Industrieländern abgewickelt werden. Löslicher Kaffee sei haltbarer für den Transport und in der Herstellung weniger kompliziert. So sei es Vietnam und Ecuador mittlerweile gelungen, solche Industrien aufzubauen. **epd**

Das meiste Geld mit dem Kaffee verdienen nicht die Erzeuger in den Ländern des Südens, sondern die weiterverarbeitenden Betriebe in den Industrieländern. Das soll sich ändern, meinen Wirtschaftswissenschaftler aus Kiel.

„Brot für die Welt“: Produktion von Impfstoff ausweiten

Zur Steigerung der Impfstoffproduktion fordert „Brot für die Welt“ ein Aussetzen der Patente für die Dauer der Pandemie.

Berlin. Das evangelische Hilfswerk erklärte in Berlin, die Diskussion um Produktionsengpässe bei Corona-Impfstoffen in der EU blende globale Herstellungsmöglichkeiten bisher weitgehend aus. Dabei ließe sich ein Mangel schneller beheben, wenn Produktionsstätten in Ländern wie Südafrika oder Indien in die Lieferkette einbezogen würden.

„Es muss jetzt schnellstens weltweit geprüft werden, welche Unternehmen technologisch in der Lage sind, Impfstoffe oder auch Komponenten von Impfstoffen in der erforderlichen Qualität herzustellen“, sagte „Brot für die Welt“-Präsidentin Cornelia Füllkrug-Weitzel. „Es sollte deshalb das Gebot der Stunde sein, Produktionskapazitäten global auszuweiten, nicht nur in der EU“, sagte Füllkrug-Weitzel. So könnten auch die Preise gesenkt werden und Impfstoffe könnten für arme Länder und Bevölkerungsgruppen ohne Krankenversicherung erschwinglicher werden. Die Welthandelsorganisation diskutierte, die Patent- und geistigen Eigentumsrechte an Corona-Impfstoffen sowie Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten für die Dauer der Pandemie auszusetzen, aber Deutschland verhalte sich äußerst zurückhaltend.

„Brot für die Welt“ setzt sich dafür ein, dass Impfstoffe und Medikamente gegen Corona allen Menschen als globales öffentliches Gut zur Verfügung stehen. **epd**

Klares Zeichen gegen Rechtsextremismus

Positive Reaktionen auf das Urteil im Lübcke-Prozess

Das Urteil im Prozess gegen den Mörder des Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke ist von Repräsentanten der jüdischen und christlichen Religionen als bedeutendes Signal des Rechtsstaates begrüßt worden.

Frankfurt a. M./Berlin. Der Zentralrat der Juden in Deutschland sprach im Blick auf das Urteil von einer angemessenen Reaktion auf eine furchtbare Tat. Das Oberlandesgericht Frankfurt (OLG) setze damit zugleich ein klares Zeichen gegen Rechtsextremismus, erklärte der Präsident des Zentralrats, Josef Schuster, in Berlin.

Der Vorstand der Orthodoxen Rabbinerkonferenz Deutschland

(ORD), Rabbiner Avichai Apel aus Frankfurt, erklärte: „Der Rechtsstaat hat heute unter Beweis gestellt, dass er wehrhaft ist. Fremdenhass verdient nichts anderes als die Höchststrafe.“

Der Kasseler Regierungspräsident Walter Lübcke war in der Nacht zum 2. Juni 2019 auf der Terrasse seines Wohnhauses im nordhessischen Wolfhagen-Istha durch einen Kopfschuss getötet worden. Das OLG Frankfurt verurteilte am Donnerstag den Rechtsextremisten und Hauptangeklagten Stephan Ernst zu einer lebenslangen Haftstrafe wegen Mordes an Lübcke. Die Richter stellten zudem die besondere Schwere der Schuld fest. Somit ist eine vorzeitige Haftentlas-

sung nach 15 Jahren grundsätzlich ausgeschlossen. Der Mitangeklagte Markus H. wurde zu einer Bewährungsstrafe verurteilt.

Lübcke war seit 2015 durch seinen Einsatz für Geflüchtete bundesweit bekannt geworden. Schuster betonte weiter, das Strafverfahren vor dem OLG habe uns allen vor Augen geführt, was für ein mutiger Mann Walter Lübcke war. Schuster: „Er hat klare Kante gegen Rechtsextremismus gezeigt und sich von ihnen nicht einschüchtern lassen. Dafür hat er mit seinem Leben bezahlen müssen.“ Mit seiner aufrichtigen Haltung und seinem Einsatz für die Demokratie werde Lübcke für uns immer ein Vorbild bleiben, sagte er. Der Kirchenpräsident der Evan-

gelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN), Volker Jung, betonte: „Die Tat war ein heimtückischer Mord und auch ein klar kalkulierter Angriff auf die Gesellschaft mit ihren demokratischen Grundwerten.“ Er sei heute entsetzt über die furchtbaren Entgleisungen in den Sozialen Netzwerken, die dem Ermordeten und seiner Familie noch nach dem Tod entgegenschlugen, so Jung. Als Motivation für sein politisches und humanitäres Engagement habe Lübcke auch sein christlich geprägtes Menschenbild angeführt. Jung: „Es ist erschütternd, dass er so gerade durch seinen Einsatz bei der Aufnahme von Flüchtlingen zum Feindbild wurde.“ **KNA**

Beim Thema Ehe hört die Toleranz oft auf

Umfrage zur religiösen Bindung von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund

Menschen mit türkischer, polnischer oder russischer Einwanderungsgeschichte ist die religiöse Bindung laut einer Umfrage wichtiger als Deutschen ohne ausländische Wurzeln. Das ergab eine repräsentative Erhebung der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS).

Berlin. Der KAS-Studie zufolge gaben 82 Prozent der Befragten mit türkischer Abstammung an, etwas oder sehr religiös zu sein, und etwa die Hälfte, täglich zu beten. Bei Personen mit polnischem und russischem Hintergrund bezeichneten sich mehr als die Hälfte als etwas oder sehr religiös. Nur 15 bis 20

Prozent bezeichneten sich als „gar nicht religiös“, wie aus der Ende Januar in Berlin veröffentlichten Umfrage hervorgeht.

Dagegen sagten 38 Prozent der Deutschen ohne Wurzeln im Ausland, sie seien „gar nicht religiös“, weitere 13 Prozent, sie seien kaum religiös und 39 Prozent, sie seien etwas religiös. Nur neun Prozent gaben an, sehr religiös zu sein. Für die Studie mit dem Titel „Was eint die Einwanderungsgesellschaft?“ wurden zwischen Oktober 2018 und Februar 2019 insgesamt 3003 Personen telefonisch befragt.

Deutlich unterscheiden sich die Gruppen auch bei der Frage, wie

sie es fänden, wenn ihre Tochter einen Christen, Muslim oder Juden heiraten würde. Bei den Deutschen ohne anderen Hintergrund gab es bei zwei Prozent Vorbehalte gegen einen christlichen Schwiegersohn, bei elf Prozent gegen einen jüdischen Schwiegersohn, bei 23 Prozent gegen einen muslimischen Schwiegersohn.

Bei den Menschen mit polnischer Geschichte fänden es 61 Prozent nicht gut, wenn ihre Tochter einen Muslim heiraten würde. Ein jüdischer Schwiegersohn wurde von 39 Prozent abgelehnt. Bei den Befragten türkischer Abstammung fänden es 47 Prozent nicht gut,

wenn die Tochter einen Christen heiraten würde, und 54 Prozent möchten keine Hochzeit der Tochter mit einem Juden.

Auch die Einstellung zu gleichgeschlechtlichen Ehen ist bei den befragten Gruppen sehr verschieden: Während nur eine Minderheit der Deutschen ohne Wurzeln im Ausland (16 Prozent) diese ablehnen, sind es bei den Befragten mit russischem Hintergrund 45 Prozent und mit türkischem Hintergrund 60 Prozent. Bei Menschen polnischer Abstammung sind es 26 Prozent. **epd**

• <http://u.epd.de/1qtw>

Pflegende Angehörige im Stich gelassen

Die Präsidentin des Sozialverbandes VdK, Verena Bentele, wirft der Bundesregierung vor, pflegende Angehörige in der Corona-Krise im Stich zu lassen.

Berlin. Bentele zufolge erhalten pflegende Angehörige keine Lohnersatzleistung, anders als Eltern, die wegen ihrer Kinder zu Hause bleiben müssen, kritisierte Bentele in Berlin. 20 Tage Pflegeunterstützungsgeld reichten nicht. Die Pflegeende nun mal nicht nach 20 Tagen, sagte Bentele.

Die Regierung hatte das Unterstützungsgeld von zehn auf 20 Tage verlängert. Es ist eigentlich für kurzfristige Freistellungen zur Organisation der Versorgung bei einem plötzlich eintretenden Pflegefall gedacht. Die VdK-Präsidentin forderte, die pflegenden Angehörigen müssten vielmehr während der Pandemie eine eigene Lohnersatzleistung erhalten, die sich am Entschädigungsanspruch von Eltern für Verdienstauffälle orientieren solle, der im Infektionsschutzgesetz verankert ist. **epd**



Studie: Mehr als jeder zweite Deutsche spürt Folgen des Klimawandels

Sichtbare Schäden: Wegen zunehmender Trockenheit sterben immer mehr Bäume in Deutschland ab. Eine Umfrage hat nun ergeben, dass zwei von drei Bundesbürgern den Klimawandel als Bedrohung ansehen. Mehr als die Hälfte (55 Prozent) der Befragten gab an, in ihrer Stadt oder Gemeinde die Folgen des Klimawandels zu spüren, wie die Bertelsmann Stiftung in Gütersloh bei der Veröffentlichung des Berichtes „Monitor Nachhaltige Kommune“ mitteilte. Lediglich ein Fünftel geht davon aus, dass die Folgen des Klimawandels erst in 30 Jahren, später oder nie spürbar seien. Rund ein Drittel der Befragten (29 Prozent) fürchtet, dass durch die Kli-

maveränderungen Ungleichheiten innerhalb der Bevölkerung entstehen könnten. Ein großer Teil der Bürger ist offenbar mit den kommunalen Maßnahmen zum Klimaschutz und zur Klimaanpassung noch unzufrieden. Fast die Hälfte aller Deutschen hält demnach in ihren Kommunen sowohl den Stellenwert des Klimaschutzes (46 Prozent) als auch der Klimaanpassung (44 Prozent) für zu gering. Nach Einschätzung der Bürger misst nur jede vierte Kommune dem Thema Klima eine hohe Bedeutung bei. Jeder dritte Befragte äußerte den Wunsch nach anderen oder neuen kommunalen Verkehrsangeboten und -konzepten. **epd**

Grenzsituationen

EKD-Rat diskutiert über Suizidassistenten. Konkrete Vorschläge kommen aus der Politik

Das aktuell viel diskutierte Thema des assistierten Suizids hat nun auch den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland beschäftigt. Unterdessen haben Bundestagsabgeordnete zwei Gesetzesentwürfe dazu vorgelegt. Den Schutz psychisch Kranker mahnt ein Zusammenschluss christlicher Ärzte an.

Berlin/Marburg. Nach der unter anderem von Theologen angestoßenen Debatte um die Position der evangelischen Kirche zur Suizidassistenten hat sich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) nun mit dem Thema befasst. In der rund dreistündigen Diskussion sei es um ethisch-theologische Überlegungen sowie rechtliche und praktische Fragen gegangen, schrieb der Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm auf seiner Facebook-Seite. Er bekräftigte seine Haltung, wonach der Lebensschutz Vorrang habe. Zugleich räumte er Dilemmasituationen ein, „für deren Bewältigung derzeit keine eindeutigen Antworten und Regelungen bestehen“.

Das Bundesverfassungsgericht hatte im Februar 2020 das 2015 verabschiedete Verbot organisierter Sterbehilfe gekippt. Mit einem Gastbeitrag prominenter Vertreter der evangelischen Kirche in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, in dem gefordert wurde, Suizidassistenten für evangelische Einrichtungen nicht komplett auszuschließen, wurde eine neue Debatte entfacht (wir berichteten mehrfach).

Der Ratsvorsitzende betonte im Anschluss an die digitale Sitzung, der assistierte Suizid dürfe nicht zu einer normalen Option unter anderen werden. Zugleich müssten Kirche und Diakonie Menschen geraten in Grenzsituationen seelsorglich beraten und begleiten. Übereinstimmung habe es in dem Punkt gegeben, dass die Diakonie durch die Bereitstellung palliativer Versorgung, Seelsorge, Beratung und die Arbeit der Hospize Suizide zu verhindern versucht. Eine Beratung in diakonischen und evangelischen Einrichtungen sei „immer eine Beratung zum Leben und kann nicht neutral bleiben“, schrieb er. Die

Diskussion innerhalb der evangelischen Kirche sei damit nicht abgeschlossen.

Eine Gruppe von Bundestagsabgeordneten um die Parlamentarier Katrin Helling-Plahr (FDP), Karl Lauterbach (SPD) und Petra Sitte (Linke) präsentierten in Berlin einen Entwurf, der es Ärzten erlauben soll, Sterbewilligen tödlich wirkende Medikamente zu verschreiben.

Staatlich finanziertes Beratungssystem

Der Entwurf der Gruppe sieht zugleich ein staatlich finanziertes Beratungssystem vor. Für Menschen, die vom Arzt todbringende Medikamente erhalten wollen, wäre eine Beratung Pflicht. Sie soll sicherstellen, dass ein „autonom gebildeter, freier Wille“ vorliegt, der unbeeinflusst ist von einer akuten psychischen Störung oder Einflussnahme Dritter.

Gleichzeitig veröffentlichten auch die Grünen-Politikerinnen

Renate Künast und Katja Keul einen Gesetzentwurf, der für medizinische Notlagen, die mit schwerem Leid und Schmerzen verbunden sind, ärztliche Suizidassistenten erlauben will, eine Beratung aber nur für andere Fälle verpflichtend ansieht.

Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Mediziner (ACM) mahnte in Marburg dazu, bei einer gesetzlichen Neuregelung der Suizidbeihilfe psychisch Kranke und besonders verletzte Menschen ausreichend zu schützen. Die Mediziner weisen nach eigenen Angaben in einem Schreiben an alle Abgeordneten darauf hin, dass der Staat die Aufgabe habe, das Grundrecht auf Leben zu schützen. In Deutschland, so die ACM, gebe es jährlich rund 100 000 Suizidversuche mit etwa 10 000 vollzogenen Suiziden. Von diesen seien rund 90 Prozent Ausdruck einer akuten Belastung oder psychiatrischen Erkrankung. Die ACM gehört zur SMD, einem Netzwerk von Christen in Schule, Hochschule und akademischer Berufswelt. **epd**

KURZ NOTIERT

EKD-Denkchrift zum digitalen Wandel

Hannover. In diesem Frühjahr veröffentlicht die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) eine Denkchrift zum digitalen Wandel. Das kündigte der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm kürzlich auf Facebook an. Die Schrift, die von der Kammer für Soziale Ordnung verfasst wurde, sei „ein ganz starker Beitrag zur öffentlichen Debatte über dieses gegenwärtig so wichtige und lebensbestimmende Thema“.

Wichtige Themen, die im Zuge der Digitalisierung diskutiert würden, behandle das Papier anhand der Zehn Gebote, schreibt Bedford-Strohm weiter. So gehe es um die religiöse Aufladung von Digitalisierung, den sinnvollen Einsatz digitaler Hilfsmittel in der Pflege oder die Gefährdung des öffentlichen Diskurses durch algorithmusgetriebene Hassbotschaften. So sei eine außergewöhnlich gelungene Verbindung von theologischen Gedanken und hochkompetenter Sachdiskussion entstanden, betont der EKD-Chef. **KNA**

Friedensbeauftragter Brahms scheidet aus

Bonn. Nach 13 Jahren scheidet Renke Brahms (Foto) als Friedensbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) aus dem Amt. Mit der für den Herbst geplanten Neuwahl des Rates endet seine Berufung. Wegen seines bevorstehenden Ruhestandes werde der 64-jährige Theologe nicht mehr als Friedensbeauftragter zur Verfügung stehen, teilte die Konferenz für Friedensarbeit in Bonn mit.



Foto: epd/Andreas Kießling

Brahms stand von 2007 bis 2019 an der Spitze der Bremischen Evangelischen Kirche. 2008 berief der Rat Brahms zum ersten Friedensbeauftragten der EKD. Der Konferenz für Friedensarbeit im Raum der EKD gehören die Friedensbeauftragten der EKD-Gliedkirchen sowie die Vertreterinnen und Vertreter von EKD, kirchlichen Trägern der Friedensarbeit und damit verbundenen Institutionen an. **epd**

Steigende Eigenanteile in Pflegeheimen

Berlin. Pflegeheimbewohner in Deutschland müssen immer tiefer in die eigene Tasche greifen. Der durchschnittliche Eigenanteil, den sie zusätzlich zu den Leistungen der Pflegeversicherung zahlen müssen, stieg zu Jahresbeginn auf 2068 Euro pro Monat, wie der Verband der Ersatzkassen mitteilte. Ein Jahr zuvor hatte er noch bei 1940 Euro gelegen.

Die finanzielle Belastung eines Pflegebedürftigen in der stationären Pflege ist dabei regional sehr unterschiedlich. Am höchsten liegen die Eigenbeiträge in Nordrhein-Westfalen mit 2460 Euro und in Baden-Württemberg mit 2406 Euro. Am niedrigsten sind die Beiträge in Mecklenburg-Vorpommern mit 1622 und in Sachsen-Anhalt mit 1465 Euro. **KNA**

Verdeckte Rationierung?

Die Zahl der Menschen, die nicht im Krankenhaus an Corona gestorben sind, sorgt für Fragen

Triage in Pflegeheimen? Also die Entscheidung, wer in eine Klinik überwiesen wird und wer nicht – gibt es das? Dieses Thema beschäftigt zur Zeit Gesundheitspolitiker und Bundesjustizministerin Christine Lambrecht. Andere Experten haben sich zu Wort gemeldet.

Berlin. Dem Redaktionsnetzwerk Deutschland sagte Justizministerin Lambrecht, „es wäre schrecklich, wenn alte Menschen wegen fehlender „Erfolgsaussichten“ nicht mehr aus Pflegeheimen in Krankenhäuser überwiesen würden“.

„Triage“ bezeichnet eine Entscheidung, wer eine intensivmedizinische Behandlung oder ein Beatmungsgerät erhält, wenn nicht hinreichend Ressourcen vorhanden

sind. Hinweise und Äußerungen, wonach in Altenpflegeheimen bereits eine informelle Vorauswahl für die Überweisung von hochbetagten Corona-Patienten zur Behandlung ins Krankenhaus getroffen werde, kommentierte Lambrecht mit den Worten: „Das wäre völlig inakzeptabel. Darüber muss doch Einigkeit herrschen, ethisch wie rechtlich: In diesem Land ist uns jedes Leben gleich viel wert.“

Zuvor hatte die Gesundheitsexpertin der Grünen im Bundestag, Corinna Rüffer, angesichts der Verteilung der Corona-Todeszahlen von einer versteckten Triage in Altersheimen gesprochen. Laut den Statistiken des Robert-Koch-Instituts (RKI) seien rund zwei Drittel der Corona-Toten nicht auf Inten-

sivstationen verstorben. Das könne darauf hindeuten, dass in einer Art Triage entschieden wird, schwer Erkrankte nicht mehr ins Krankenhaus zu bringen. „Das muss untersucht werden“, so Rüffer. Weder schnelle Krankheitsverläufe noch Patientenverfügungen würden die hohe Zahl derjenigen erklären, die außerhalb von Intensivstationen sterben.

Der Vorstand der Deutschen Stiftung Patientenschutz, Eugen Brysch, dringt auf eine Statistik zu den Sterbeorten von Corona-Patienten. Das Durchschnittsalter auf den Intensivstationen sei teilweise auf unter 60 Jahre gesunken, sagte er den Zeitungen der Funke Mediengruppe. Zugleich liege der Anteil der über 70-Jährigen, die an

Covid-19 gestorben seien, bei über 90 Prozent. „Dieser Widerspruch ist besorgniserregend“, sagte Brysch.

Der SPD-Gesundheitspolitiker Karl Lauterbach verwies gegenüber den Funke-Zeitungen auf Aussagen von Intensivmedizinern und Pflegeleitern, denen zufolge viele Pflegebedürftige, die an Covid-19 erkrankten, auf ihren Stationen sterben. Lauterbach vermutet, dass sich die Ärzte auf Basis von Patientenverfügungen oder in Rücksprache mit den Angehörigen in vielen Fällen gegen eine Einweisung in ein Krankenhaus entschieden. Stattdessen werde eine Palliativbehandlung begonnen. „Ich glaube nicht, dass hier verdeckte Rationierung eine Rolle spielt, etwa um die Intensivstationen zu entlasten.“ **KNA**



Die große Zufriedenheit

Wie das Glück erforscht wird



Gern gesehen: Jörg Mehlem aus Glan-Münchweiler ist Schornsteinfeger in der sechsten Generation (Bild links). Als Glücksbringer wird er von Jung und Alt oft angesprochen. Die Frage, ob er schon Glück gebracht hat, bejaht er: „Wir schützen die Häuser vor Bränden. Das genau ist das Glück.“ Michaela Brohm-Badry (Bild oben) nähert sich über die positiv-psychologische Forschung dem Glück. Gina Schöler (Bild ganz oben) will mit ihrem Glücksministerium zu einem Diskurs in der Gesellschaft anregen.

Rund zwei Drittel der Erwachsenen in Deutschland bezeichnen sich Umfragen zufolge als glücklich. Im jüngsten Glücksatlas der Deutschen Post liegt die Lebenszufriedenheit im Corona-Krisenjahr 2020 immerhin noch bei 6,74 von zehn Punkten, wie das Institut für Demoskopie in Allensbach ermittelte.

VON SUSANNE CAHN

2019 war die Zufriedenheit mit 7,14 Punkten auf ein Rekordhoch geklettert. Den „World Happiness Report“ der Vereinten Nationen führen 2020 die skandinavischen Staaten Finnland und Dänemark an. Deutschland folgt auf Platz 16 – nach der Schweiz, Kanada, Australien und Israel.



Doch was ist Glück eigentlich? Die UNO untersucht im jährlichen Weltglücksbericht Schlüsselfaktoren wie Einkommen, Lebenserwartung, soziale Absicherung und Freiheit. Zu den von der UNO aufgestellten Glücks-Grundbedingungen zählen mindestens 2500 Kalorien sowie ein Wasserverbrauch von 100 Litern pro Tag. Zudem zählt die UNO sechs Quadratmeter Wohnraum, eine Kochstelle sowie Schulbildung von sechs Jahren zu den Grundbedingungen.

Religiöse Menschen im Durchschnitt glücklicher

Das Nachschlagewerk „Religion in Geschichte und Gegenwart“ wiederum bezeichnet Glück als „günstige äußere Umstände, die einem durch Zufall zuteilwerden, aber auch gestaltete Verhältnisse in Staat und Gesellschaft“. Glück sei „seit der Antike die heitere subjektive Befindlichkeit des Menschen, der unabhängig von äußeren

Glücksfällen das Gute um seiner selbst willen tut oder der das Leben zu genießen versteht“. Bereits Aristoteles und Augustinus erkannten, dass „alle Menschen glücklich werden wollen“.

In allen Kulturen und Epochen beschäftigten sich die Menschen mit der Frage, was Glück ist. Heutige Glücksforscher – als Pionier in Deutschland gilt der Soziologe Alfred Bellebaum – werten als wichtige Faktoren eine stabile Beziehung, Kinder, Freundschaften, Geselligkeit, Gesundheit und einen den eigenen Fähigkeiten entsprechenden Beruf sowie ausreichend Geld zur Erfüllung der Grundbedürfnisse. Doch was genau das eben subjektive Glück ist und wie der Weg dahin aussieht, variiert.

Ein Zugang ist die Positive Psychologie. Die Forschungsrichtung, als deren Hauptvertreter der US-Psychologe Martin Seligman gilt, beschäftigt sich mit der Frage, was das Leben lebenswert macht. Michaela Brohm-Badry, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Positiv-Psychologische Forschung, sieht das Glück von fünf Faktoren abhängen: „Positive Gefühle im Leben zu empfinden, wie Dankbarkeit, Zuneigung und Hoffnung. Sich für etwas zu engagieren, für eine Sache einzutreten. Gute Beziehungen zu haben, Freunde, Partner, Familie. Es als sinnvoll zu empfinden, was man tut und schließlich sich als wirksam zu erleben, Erfolg zu haben in dem, was man sich vorgenommen hat.“

Brohm-Badry, Professorin für Empirische Lehr-Lern-Forschung an der Universität Trier, widmet sich auch den Themen Motivation, Werte, Sinn und Leistung. Sie geht der Frage nach, wie Menschen kognitiv, emotional und motivational wachsen können und sucht Wege und Effekte positiver Energetisierung von Mensch und Organisati-

on. Anhand ihrer Biografie – ein Aneurysma im Gehirn kostete sie fast das Leben – schildert die 58-Jährige, welche inneren und äußeren Umstände zum Glück verhelfen können – auch in Krisenzeiten.

„Manche Menschen erleben zurzeit durch das Homeoffice eine Entschleunigung ihres Lebens und Freude darüber, mehr Zeit mit der Familie verbringen zu können“, sagt Brohm-Badry. „Andere fühlen sich isoliert und vermissen die soziale Verbundenheit.“ Aktuell liefen Untersuchungen, wie Corona das persönliche Glück beeinflusst. Die bisherige Datenlage zeige, dass die Leistungsmotivation derzeit abnimmt und die soziale Verbundenheit als sehr wichtig erlebt werde.

Der Braunschweiger Psychologe Tobias Rahm sieht das Glücksempfinden der Menschen durch Corona nicht nachhaltig gefährdet. Die Krise könne sogar zu einem Glücksschub führen. Schließlich seien Menschen gezwungen, innezuhalten und neu zu entdecken, was sie glücklich macht, sagt der Glücksforscher. Jeder Mensch könne seinem Glück auf die Sprünge helfen. „Wir haben viel mehr Einfluss auf unser Glücksempfinden, als uns das meist bewusst ist“, ergänzt Rahm. Eine gute Übung sei etwa, es sich bewusst zu machen, wenn man etwas gut gemacht hat.

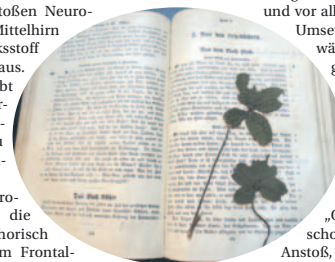
Zum Glück beitragen kann auch der Glaube, ist Brohm-Badry überzeugt. „Zahlreiche Untersuchungen weltweit haben gezeigt, dass religiöse Menschen im Durchschnitt glücklicher sind als Atheisten.“ Das liege an der Sinnstiftung durch den Glauben. „Religiöse Menschen tun etwas, um den Nächsten zu lieben, um eine transzendente Verbindung zu schaffen oder um ein gottgefügiges Leben zu führen. Das ist sinnstiftend und auch entstressend.“ Nur Menschen mit anderen expliziten Lebensinhalten – wie zum Beispiel Naturschutz, Eintreten für soziale Gerechtigkeit oder Ähnliches – kämen auf ähnlich hohe Werte.

In der Bibel sucht man den Begriff Glück allerdings vergebens – zumindest im Neuen Testament.

„Dass der Mensch glücklich sei, ist im Plan der Schöpfung nicht enthalten“, schrieb Sigmund Freud. In seiner Veröffentlichung „Gott und das Glück“ vermutet Jörg Lauster: „Offensichtlich lässt sich der leidende Gottessohn Jesus Christus nicht mit einer wie auch immer gearteten Vorstellung vom Glück in Verbindung bringen.“ Tatsächlich kommt der Glücksbegriff nur im Alten Testament vor, etwa in der Erzählung von Josef und seinen Brüdern. Über den in die Sklaverei verkauften Josef heißt es im 1. Buch Mose: „Der Herr war mit Josef, und was er tat, dazu gab der Herr Glück.“ Auch aus weiteren Bibelziten lässt sich ablesen, dass Glück nicht etwa in der Hand des Menschen liegt, sondern von Gott gegeben ist.

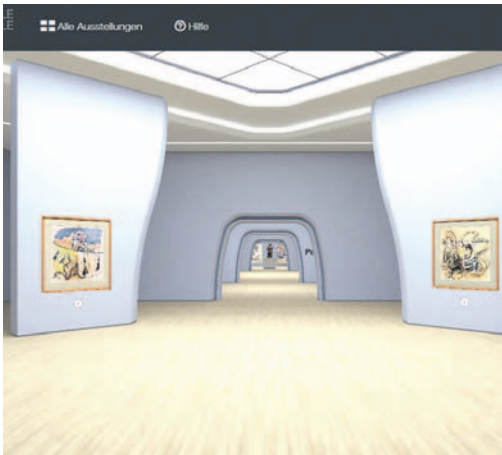
Verankerung in der Verfassung anstreben

Internationalen Studien zufolge ist die Veranlagung zum Glücklichen etwa zur Hälfte genetisch bedingt. Die Lebensumstände tragen mit rund zehn Prozent bei, die übrigen rund 40 Prozent bestimmt jeder selbst. Ist doch nach einem Sprichwort jeder seines Glückes Schmied. Entscheidend dabei ist das Gehirn: Bei einem Glücksmoment stoßen Neuronen im Mittelhirn den Glücksstoff Dopamin aus. Dieser treibt im Vorderhirn Neuronen dazu an, opiumähnliche Stoffe zu produzieren, die uns euphorisch machen. Im Frontalhirn sorgt das Dopamin dafür, dass das Gehirn insgesamt besser funktioniert. Durch erhöhte Aufmerksamkeit wird das Empfinden von Glück geschärft. Aus psychobiologischer Sicht ist Glück also ein Überschuss an Hormonen im Körper.



Das Thema Glück mehr ins Gespräch bringen, will seit 2013 „Glücksministerin“ Gina Schöler vom „Ministerium für Glück und Wohlbefinden“. Nach dem Motto „Gemeinsam steigern wir das Bruttonationalglück“ bietet Schöler Vorträge und Workshops rund um die Themen Zufriedenheit, Positive Psychologie und seelische Gesundheit an. Die private Initiative der Kommunikationsdesignerin aus Mannheim ist aus einer Semesteraufgabe entstanden. Dabei stieß sie auf Bhutan, „eines von wenigen Ländern, das ein nicht wachstumsorientiertes Wirtschaftsmodell hat, sondern die Zufriedenheit der Bevölkerung als Maß politisches Handelns sieht“. Für den Start der Corona-Impfung sei ein glücksbringendes Datum notwendig, hieß es zuletzt aus dem Gesundheitsministerium Bhutans.

Mit der „provokativen Metapher“ des Ministeriums für Glück und Wohlbefinden will Schöler zum Diskurs anregen. Unter anderem wurde sie zum Kongress der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung nach Paris eingeladen, um mit internationalen Vertretern über Glück und Wohlbefinden als politisches Ziel zu diskutieren. Schöler spricht sich dafür aus, das Glück – wie etwa die USA – in die Verfassung zu schreiben: „Eine Verankerung in der Verfassung und vor allem die aktive Umsetzung dessen wäre ein riesen-großer, wichtiger und richtiger Schritt.“ Schöler versteht sich als Impulsgeberin. „Oft reicht schon ein kleiner Anstoß, eine Inspiration, eine Idee, um das Glück besser zum Vorschein zu bringen und vor allem die Angst zu nehmen, dass Glück ein unerreichbares Ziel zu sein scheint. Es sind die kleinen Dinge und Momente, die helfen, das Glück in das Leben einzuladen und zu verbreiten.“



Digitaler Besuch in der Hamburger Kunsthalle (links), im Osnabrücker Museumsquartier (rechts oben) und in der digitalen Kopie des Lichthofs am ZKM Karlsruhe.



Screenshot: M. E. Z.

Nah dran und doch weit weg

In der Digitalen Kunsthalle des ZDF kann man verschiedene Ausstellungen besichtigen

Große Kunst betrachten, obwohl die Museen geschlossen sind, das geht in der Digitalen Kunsthalle des ZDF. Es ist eine schöne Alternative, aber kein Ersatz für einen echten Museumsbesuch.

VON MIRJAM RÜSCHER

Hamburg/Osnabrück/Karlsruhe.

Es ist beeindruckend. Ein Klick, ein kurzer Moment Wartezeit, dann sitzt man in der Hamburger Kunsthalle – ganz ohne den Schreibtisch oder das bequeme Sofa zu verlassen. Von Raum zu Raum, von Bild zu Bild geht es durch die Ausstellung „Max Beckmann – weiblich-männlich“ – eine von drei Ausstellungen, die derzeit auf der Internetseite Digitale Kunsthalle des ZDF zu sehen ist.

In dieser Zeit, wo ein echter Museumsbesuch nicht möglich ist, ist es eine tolle Möglichkeit, trotzdem etwas Kunst zu genießen. Dazu noch kostenlos und ohne die lange Anfahrt. Technisch ist die Seite toll gemacht: Man kann nicht nur die Bilder einzeln ansehen und vergrößern und so auf sich wirken lassen, sondern auch die beschreibenden Texte lesen oder sie anhören. Auch Videos sind auf der Seite eingebaut, so kann man sich beispielsweise Max Beckmanns Biografie als Video mit Musik hinterlegt ansehen.

Klick. Plötzlich ist man mitten im Ausstellungsraum. Männer, Frauen, Selbstporträts. Figurenbilder sind ein großer Teil von Beckmanns Werk. Seine Darstellungen von männlich und weiblich sind oft widersprüchlich, manchmal modern, manchmal starr, die Werke sind immer wieder überraschend. Wenn man den Bogen mit der Computermaus raus hat, kann man sich im Raum drehen und richtig bewegen – näher ran, weiter weg, von Bild zu Bild, so wie man es im Museum selbst auch tun würde. Es dauert etwas, die Handhabung ist nicht für jeden intuitiv, aber auch bei einem echten Museumsbesuch muss man ja manchmal anhalten und überlegen, wohin es als Nächstes geht.

Klick. Noch ein Klick. Immer näher ran ans Bild. Vor Ort in der Kunsthalle würde nun die Nasenspitze gegen die Leinwand stoßen und vermutlich ein Alarm losgehen. Am Bildschirm kann man fast ins Bild hineinkriechen, fast. Irgendwie bleibt es kalt. Gerüche fehlen, das Hallen der Schritte auf dem Boden, das große Gefühl im

Antesicht besonderer Kunst will sich nicht richtig einstellen. Stattdessen die Geräusche der Nachbarn, Straßenlärm und der Geruch des Essens aus der eigenen Küche.

Klick. Klick. Und dann hat man die Elbe verlassen und ist am äußersten Rand Niedersachsens, in Osnabrück. Das Museumsquartier lädt die Besucher ein, Leben und Werk von Felix Nussbaum zu erkunden. Und dieses Werk ist wirklich einzigartig, kein Betroffener hat den Holocaust der Juden in Europa künstlerisch so dokumentiert wie Nussbaum, der in Auschwitz 1944 ermordet wurde.

Im ersten Raum lernt man Nussbaums Cousins kennen, die gemeinsam mit ihrer Schwester dem Künstler seinen Wunsch erfüllte – „Wenn ich untergehe, lasst meine Bilder nicht sterben“ – und seine Bilder rettete. Von Osnabrück nach Berlin, auf den Spuren Van Goghs wandelt Nussbaum und mit ihm der Besucher. Mit dem Voranschreiten der Zeit, mit dem wachsenden Einfluss

der Nationalsozialisten verwandelt sich auch seine Werke.

In seinem „Selbstbildnis mit Judenpass“, um 1943, fokussiert er die Situation der verfolgten Juden. Am Ende steht der „Triumph des Todes“, datiert auf den 18. April 1944 und das letzte bekannte Werk Nussbaums. Es ist das bewegende Schicksal Nussbaums, das einen vergessen lässt, dass man nur digital durch die Ausstellung wandelt.

Schließlich mit zwei weiteren Klicks noch auf einen Sprung nach Karlsruhe, wo es mit der Ausstellung „Berechenbar – Unberechenbar“ in die Welt der Computer geht. Die digitale Kunsthalle ist wie gemacht für die softwarebasierten Digitalen Kunstwerke. Ein sehenswerter Kontrast zu Nussbaum und Beckmann.



Beckmanns „Bildnis von Käthe von Porada“, 1924.

Aktuelle Ausstellungen

Drei Ausstellungen sind derzeit in der Digitalen Kunsthalle auf der Seite <https://digitalekunstzdf.de/index.html> zu sehen:

„Berechenbar – Unberechenbar“, Zentrum für Kunst und Medien (ZKM) in Karlsruhe, <https://zkm.de>.

„Max Beckmann – weiblich-männlich“, Hamburger Kunsthalle, www.hamburger-kunsthalle.de/.

„Felix Nussbaum. Leben und Werk“, Museumsquartier Osnabrück, www.museumsquartier-osnabrueck.de/.

Außerdem ermöglicht das ZDF unter dem Stichwort „Geheimnis der Bilder“ auf der Seite <https://geheimnis-der-bilder.zdf.de/> einen detaillierten Blick auf einzelne Werke verschiedener Museen – zum Beispiel des Frankfurter Städel-Museums, des Schweriner Museums oder auch der Kunsthalle Bremen. Dort kann man etwa Picassos „Silvette“ von 1954, Bremen, unter die Lupe nehmen. mrr

KURZ NOTIERT

Theaterprojekt erinnert an Opfer des NSU

Dortmund. Das bundesweite Projekt „Kein Schlussstrich“ will mit Kulturveranstaltungen und Diskussionen an die Opfer des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) erinnern. Von 21. Oktober bis 7. November sind Theateraufführungen, Lesungen, Konzerte, Diskussionen und Workshops vorgesehen, wie der Verein „Licht ins Dunkel“ mitteilte. Beteiligt sind 13 Städte, in denen Menschen vom NSU ermordet wurden, sowie Städte, in denen die Täter aufwuchsen. Wegen der Corona-Pandemie planen die Veranstalter sowohl digitale als auch analoge Formate.

Im Zentrum des Projekts sollen vor allem die Perspektiven der Opfer und migrantischen Communities stehen. Auch der Anschlag in Halle oder die Morde in Hanau sollen thematisiert werden. Anlass ist das öffentliche Bekanntwerden des NSU und dessen Mitglieder vor zehn Jahren. Im November 2011 wurden die NSU-Mitglieder Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt tot in einem ausgebrannten Wohnmobil gefunden.

In Dortmund, wo im April 2006 Mehmet Kubasik in seinem Kiosk vom NSU ermordet wurde, beteiligt sich das Dietrich-Keuning-Haus. Beteiligt sind auch die Hamburger Kulturfabrik Kampnagel sowie Theater in Heilbronn, Jena, Kassel, Köln, Nürnberg, Plauen und Rostock. epd

Deportationen sollen erforscht werden

Berlin. Am Berliner Mahnmahl „Gleis 17“ soll einem Medienbericht zufolge ein Campus zur Erforschung der Geschichte der Deportationen der Juden entstehen. Die Moses-Mendelssohn-Stiftung will neben dem Gedenkort auf einer Freifläche von rund 20 000 Quadratmetern einen Gedenk-Campus errichten, wie der RBB berichtet. Das Mahnmahl „Gleis 17“ am Bahnhof Grunewald erinnert an die Berliner Juden, die während der NS-Zeit von hier aus in Zügen in Ghettos und Konzentrationslager nach Riga, Warschau, Theresienstadt oder auch Auschwitz-Birkenau deportiert wurden.

Auf dem Campus sind demnach unter anderem 150 Wohnungen für Studierende geplant. Nach dem Vorbild der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem soll laut RBB zudem mit Bäumen ein Hain der Gerechten gepflanzt werden. Der Gedenk-Campus werde mit Hochschulen der Region zusammenarbeiten. epd

ANZEIGE

MONATSRÄTSEL FEBRUAR

Sie rätseln gern und haben symbolisch „noch nen Koffer in Berlin“?

Wenn ja, dann laden wir Sie ein bei unserem Gewinnspiel mitzumachen. Mit etwas Glück gewinnen Sie einen zweitägigen Aufenthalt im VCH-Hotel Christophorus in Berlin-Spandau. Die drei Sterne Destination liegt im Herzen der wunderbaren Parklandschaft des Evangelischen Johannesstifts direkt am Spandauer Forst. Highlights der Anlage sind unter anderem die Chillout-Lounge „Warme Hände“, ein Schwimmbad inklusive Sauna sowie ein Fahrradverleih. Mit einer guten ÖPNV Anbindung erreichen Sie die Innenstadt von Berlin zu jeder Zeit, schnell und bequem.



Teilnehmen können alle Leser unserer Zeitungskooperation. Zu gewinnen gibt es für zwei Leser, je einen Gutschein für zwei Übernachtungen, im VCH-Hotel Christophorus in Berlin-Spandau für zwei Personen im Doppelzimmer inklusive Frühstück. Weitere Informationen gibt es auf www.hotel-christophorus.com oder auf www.vch.de. Die Gutscheine sind gültig bis zum 31.12. 2022.

Die Gewinnspielfrage für Februar lautet:

Wie heißt der Platz vor dem historischen Brandenburger Tor?

Die Antwort auf die Gewinnspielfrage vom Januar 2021 lautet: **Das Abendmahl.** Die ausgelosten Gewinner mit der richtigen Antwort sind: Margit Riedel-Ribatzky aus Mainz und Reinhold Dingeldey aus Michelstadt.

Senden Sie bitte die Lösung an: Evangelischer Presseverband Norddeutschland GmbH, Empfang, Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg, E-Mail: raetsel@epv-nord.de. Aus den richtigen Einsendungen werden zwei Gewinner ausgelost und hier in der Zeitung bekanntgegeben. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Einsendeschluss ist der 19. Februar 2021.



Kooperation



Kirchenzeitung

Evangelische Sonntags-Zeitung

Evangelische Zeitung

Kirchenzeitung *vor Ort*

Aus den mecklenburgischen und pommerschen Gemeinden | Nr. 6 MV | Sonntag, 7. Februar 2021

11

Mehr Einsamkeit

Eine Krankenhauseelsorgerin aus Schwerin erzählt 14

Weniger Gemeindegeld

Pommersche Gemeinden stellen sich auf sinkende Mittel ein 15

Viel Talent

Komponistin Luise Greger aus Greifswald wird neu entdeckt 16

KURZ NOTIERT

Aus Bowlingbahn wird Begegnungszentrum

Loitz. Die Kirchengemeinde St. Marien in Loitz will eine ehemalige Bowlingbahn zu einem Jugend- und Begegnungszentrum umbauen. Die Kosten in Höhe von 156 000 Euro würden vom Land mit 100 000 Euro gefördert, kündigte der CDU-Landtagsabgeordnete Franz-Robert Liskow an. Die übrigen Mittel kommen aus der Kirchengemeinde, aus Spenden und von einer Stiftung. Das Gebäude muss saniert werden. Außerdem werden Gruppenräume, ein großer Gemeinschaftsraum mit Bühne, ein Multimedialebereich und ein neuer Sanitärtrakt geschaffen. epd

OP PLATT

Woorden

VON ELSKE OLTMANN



Wovööl unnödig Woorden gifft dat vandage in de Welt! Off wie nu de Kiek-kast anmaaken oder de Radio. Dat geht in een Tour. Dat gifft een Soort Minsken, de könnt de heele Dag hör Schnuut nich holl'n: over dit off dat un over anner Lüü. Wenn een vöstevööl proot, dann hett he fook noch mehr toe verschwiegen. Man ook dat anner gifft dat: dat een nich leert hett toe prooten. Dat fällt hum dann stuur. Mennigmaal fehlen dann ook de Woorden, de nödig sünd, dormit wi uns neet altns gefallen laaten. Worum mutten wi immer prooten, wenn wie beeter uns Beck holln kunnen, un worum seggen wi nix, wenn wi tegenprooten sulln? So gau is watt seggt, un wie könnt dat Wordt neet wer toerügg hooln. Mit Woorden kummt vööl Eelend in de Welt. Aber döör Woorden kann ok vööl Goedes gehören. Ik wünsch mi, dass wi all besüners in disse verdwullen Tied n bietje mehr up uns eegen Woorden uppassen.

Warten auf Ostern

Bernd Engler aus Vorpommern landete im Künstlerwettbewerb der Nordkirche vorn

Seit 30 Jahren schafft Bernd Engler aus Ückeritz bei Demmin raffinierte bewegliche Installationen, die als Kunst im öffentlichen Raum zu bewundern sind. Für seine neueste hat er jetzt einen mit 2000 Euro dotierten Preis der Nordkirche gewonnen.

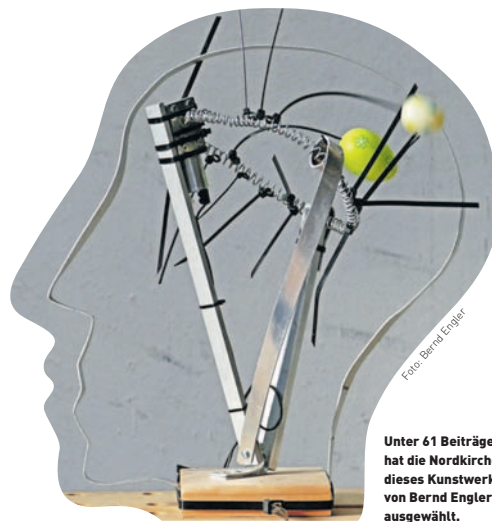
VON SYBILLE MARX

Ückeritz. Er ist ebenso quälend wie komisch: dieser Blick in einen skizzenhaft angedeuteten Menschenkopf, den Künstler Bernd Engler mit seiner beweglichen Installation „Warten auf Ostern“ erlaubt: Kabelbinder und Federn bilden darin ein Knäuel von Gedanken, das sich mühsam scheppernd fortbewegt. Zwei bunte Ostereier, Symbole für Hoffnung und Neuanfang, werden von ihnen niedergedrückt, ploppen wieder hoch, werden niedergedrückt, ploppen wieder hoch ... „Ich hatte schon länger daran gearbeitet, ohne einen Endpunkt zu finden“, erzählt Engler. Dann hörte er

im Radio, dass der Lockdown vielleicht noch bis Ostern dauern solle. „Da hatte ich meinen Titel – und das Werk war fertig.“

Als heiter-erster Kommentar zur Corona-Krise begeisterte es im Nordkirchenwettbewerb „Von der Kunst die Krise zu deuten“ nun die Jury (siehe auch Seite 12). Einen der ersten drei Preise hat Engler unter den 61 Einsendungen gewonnen, samt 2000 Euro Preisgeld. „Das ist so schön“, sagt er. Zumal der Lockdown ihm – wie so vielen – finanziell zu schaffen macht.

Engler, der in Ückeritz bei Demmin lebt und zu DDR-Zeiten an der Burg Giebichenstein in Halle Maleirei studierte, hat als Künstler die Bewegung zu seinem großen Thema gemacht. Seit mehr als 30 Jahren bringt er in Vorpommern „kinetische Kunst“ hervor: schlichte und zugleich raffinierte Installationen mit beweglichen Teilen, von denen über 20 als Kunst am Bau oder im öffentlichen Raum zu bewundern sind. So wie der große goldene Ku-



Unter 61 Beiträgen hat die Nordkirche dieses Kunstwerk von Bernd Engler ausgewählt.

bus an einem FH-Gebäude in Stralund, der gewissermaßen im Zeitlupentempo atmet. Oder die „schwimmenden Steine“ am Uniklinikum Greifswald. Oder sich ineinander drehende Reifen in Parks, die die Bewegungsbahnen von Wasserfontänen in barocken Brunnen nachahmen. 2020 entwickelte er für einen Park in Ratzeburg eine Installation ...

„Die Philosophen sind wortlos“

Doch weil die bildende Kunst ihm trotz vieler gewonnener Ausschreibungen und Stipendien kein regelmäßiges Einkommen sichert, hat er weitere Standbeine aufgebaut. Pferde reitet er zu. Und mit seiner Frau Doreen gibt er Tango-Argentino-Workshops, seit über einem Jahr auch an der evangelischen Grundschule Demmin. Darin will er den Körper als „kinetisches Kunstwerk“ begreifbar machen und den Tanz als hoch entwickelte Kultur und Form der Bewegung vermitteln. „Dieses zweite Standbein ist mir jetzt weggebrochen“, sagt Bernd Engler. „Das ist schon anstrengend.“

Dabei fand er den Lockdown anfangs „sogar toll“. In den Stunden,

in denen er zurückgezogen in seinem Atelier arbeitete, fühlte er sich stärker als sonst verbunden mit allen anderen, die auch zu Hause vor sich hin werkelt. „Und ich dachte, jetzt wird die Menschheit geheilt von ihrem Aktionismus.“ Seit Langem hat Engler den Eindruck, dass es immer weniger kontemplative Räume gebe, immer weniger Menschen an Selbsterkenntnis und Selbstbewegung interessiert seien. „Unser Körper besteht aus Gewicht und Eigenspannung. Das Einzige, was wir letztlich gegen seine Schwere machen können, ist, den Geist leichter zu machen“, sagt er.

Bisher habe die mönchische Zurückgezogenheit in der Corona-Krise allerdings nicht zu mehr Kontemplation in der Gesellschaft geführt, scheint ihm. Wie schon seit der Renaissance dominiere die einseitig wissenschaftliche Sicht auf die Welt. „Die Philosophen sind wortlos. Und letztlich fehlt es auch daran, dass wir Menschen uns damit abfinden, sterblich zu sein.“ Immerhin: Immer deutlicher werde, dass die Menschheit mit der allein wissenschaftlichen Bewältigung von Herausforderungen an ihre Grenzen stoße. „Irgendwann muss eine Gegenbewegung einsetzen“, glaubt er. Daneben bleibt wohl das Warten auf Ostern.



Bernd Engler in seinem Atelier in Ückeritz bei Demmin. Seit der Wende bringt er im wahrsten Sinne des Wortes Bewegung in die Kunstszene von MV.

Physiker wird pommerscher Ökumene-Beauftragter

Mehrere frühere Pfarrstellen im Kirchenkreis werden jetzt mit Mitarbeitenden besetzt

Greifswald. Der Greifswalder Physiker Gerrit Marx wird Beauftragter für Mission und Ökumene im pommerschen Kirchenkreis – und damit einer der Ersten im Kreis, die als Nicht-Theologen eine frühere Pfarrstelle übernehmen. „Es ist uns sehr schwer gefallen, diese Stelle als Pastorenstelle aufzugeben“, sagte Propst Gerd Panknin bei der Kirchenkreissynode. Aber mit Gerrit Marx habe man einen kompetenten Mitarbeiter gefunden.

Die Ökumene-Stelle ist vakant, seit Pastor Matthias Tuve im August 2020 in den Ruhestand ging (die KIZ berichtete). Wegen des wachsenden Pastoren Mangels in der Nordkirche hatte der Kirchenkreisrat beschlossen, diese und einzelne andere übergeordnete Pfarrstellen in Mitarbeiterstellen umzuwandeln, darunter auch in der Klinik-

seelsorge. „Für mich öffnet sich dadurch eine Tür“, sagt Gerrit Marx. „Die internationalen Kontakte zu den Partnern unseres Kirchenkreises zu pflegen, reizt mich sehr, weil ich das zum Teil sowieso schon ehrenamtlich tue.“

„Ich will Kontakte unter Gemeinden anregen“

Vor rund zehn Jahren hatte der heute 52-Jährige an einer Partnerschaftsreise nach Südafrika teilgenommen und Feuer gefangen. Aus Reiselust und Freude am Austausch begann er, seinen Posaunenchor aus der Greifswalder Johanneskirche mit Posaunenchoristen in Südafrika, Namibia, Japan und den USA zusammenzubringen. „Ich freue mich darauf, auch mit den weiteren

Partnerkirchen in Schweden, Polen und Rumänien Kontakte auf Gemeindeebene anzuregen, etwa durch Chorreisen und Jugendfahrten“, sagt er. Zu seinen Aufgaben in der Ökumene wird zudem gehören, den Zusammenhalt zwischen den verschiedenen christlichen Kirchen in Vorpommern zu stärken – eventuell wie sein Vorgänger Tuve auch durch regionale Kirchentage.

Aufgewachsen ist Gerrit Marx in einer kirchlich engagierten Familie in Hessen. Seine Eltern leiteten beim CVJM in Wiesbaden Biebrich Jugendkreise, der Vater den Posaunenchor. Während des Physikstudiums in Mainz besuchte Marx auch theologische Vorlesungen. Er ist Kirchenältester in der Johannesgemeinde, pommerscher Synodaler, Mitglied im Ökumenausschuss und im Kirchenkreisrat. Wann ge-

nau er die neue Stelle antritt, hängt von Verhandlungen mit seinem Arbeitgeber ab. Als promovierter Physiker arbeitet Marx seit 2003 an der Universität Greifswald. sym



Gerrit Marx ist in der CVJM-Arbeit groß geworden.

KURZ NOTIERT

Abromeit gegen Antijudaismus-Vorwürfe

Greifswald/Berlin. Der Berliner Jerusalemverein wehrt sich entschieden gegen Vorwürfe, antijudaistische oder gar antisemitische Tendenzen zu unterstützen. „Zu keiner Zeit hat es auf der Website des Jerusalemvereins Inhalte gegeben, die einen solchen Vorwurf rechtfertigen würden“, sagte der Vorsitzende und frühere Bischof im Sprengel Mecklenburg und Pommern der Nordkirche, Hans-Jürgen Abromeit, in Greifswald dem Evangelischen Pressedienst (epd). Er reagierte damit auf Kritik an der Weiterleitung eines „Weihnachtsaufrufs aus Bethleem 2020“ der Kairos-Palästina-Bewegung. Das Berliner Missionswerk hatte Anfang Januar Anstoß unter anderem an darin enthaltenen Aufrufen zu Wirtschaftssanktionen gegen Israel genommen.

Die kurzzeitige Verlinkung des Weihnachtsaufrufs der Kairos-Kampagne auf der Homepage des Jerusalemvereins bedeutete auch im juristischen Sinne nicht, „dass man sich mit allen Inhalten, die durch diesen Link erreichbar sind, identifiziert“, betonte Abromeit. So habe er sich von dem Boykott-Aufruf der israelkritischen BDS-Bewegung bereits wiederholt distanziert. Das Ziel von „Kairos Palestine“ sei keinesfalls die Vernichtung Israels, sondern eine gerechte Versöhnung „für beide Seiten“. Die Bewegung schliefe zudem alle bedeutenden Theologen und Kirchenleiter in Palästina ein.

Wer wie der Jerusalemverein die Interessen der arabischen Christen vertrete, könne nicht an der Kairos-Bewegung vorübergehen, so Abromeit: „Das bedeutet nicht, alle Positionen unserer Partner und Geschwister kritiklos zu übernehmen.“ Verbundenheit bedeute hier, einen kritischen Dialog zu führen, der Übereinstimmung und Widerspruch einschliefe. „Wenn wir die Stimme derer hören, die vor Ort selbst betroffen sind, dann kommt man zu einem sehr differenzierten Bild.“ Abromeit rief dazu auf, beide Parteien zu sehen und die Spannungen auszuhalten. epd

Richtigstellung

Hamburg. Im Bericht „Wir brauchen die Debatte um Suizidassistenten“ in Ausgabe 4, Seite 12, suggerieren die Unterzeile und der Vorspann fälschlicherweise, dass der Hamburger Landespastor für Diakonie, Dirk Ahrens, für die Möglichkeit einer assistierten Selbsttötung auch in kirchlich-diakonischen Heimen votiert. Richtig ist, wie auch aus dem Bericht hervorgeht, dass Ahrens sich für eine offensive Diskussion über dieses gewichtige Thema ausgesprochen hat.

Statt sie „unter dem Tisch zu halten“, sollten Leitende in Diakonie und Kirche den Menschen vor Ort in den diakonischen Heimen helfen, wenn sie mit dem Wunsch nach Hilfe bei der Selbsttötung konfrontiert würden.

Ahrens schreibt selbst dazu auf Instagram: „Nein, ich befürworte den assistierten Suizid nicht, aber ich möchte die Menschen ernst nehmen, die ihr Leben nicht mehr aushalten, die ihr Leben beenden wollen und dafür um Unterstützung bitten. Ich befürworte eine geordnete Debatte darüber in den Gremien von Diakonie und Kirche. Und ich wünsche mir Lösungen, die dem Einzelfall möglichst gerecht werden können. Jeder Mensch ist ein geliebtes Geschöpf Gottes mit unverbrüchlicher Würde.“

Wir bitten um Entschuldigung. tb

Die Wellen schlagen hoch in den Dörfern östlich von Schwerin: Ein Pastor zeigt einen Landarzt an, der sich nicht an die geltenden Pandemieregeln hält. Dafür bekommt er viel Zuspruch und Dank, aber auch nächtliche Drohanrufe. Ein Lehrstück über die gegenwärtige Situation in unserem Land.

VON MARION WULF-NIXDORF

Pinnow. Es war eine Begegnung im Einkaufszentrum von Pinnow bei Schwerin, die das Fass bei ihm zum Überlaufen brachte, erzählt Pastor Tom Ogilvie: Der Arzt Dr. M. A. aus dem benachbarten Sukow lief morgens um 8 Uhr ohne Maske durch den Supermarkt. Davon hatte der Pastor schon gehört, nun sah er es selbst und sprach den Arzt darauf an. Der entgegnete, dass er von der Maskenpflicht befreit sei. Auf die Bitte, das Schreiben mit der Befreiung sehen zu dürfen, meinte dieser, dazu sei der Pastor nicht berechtigt.

Im Gespräch mit Mitarbeitern des Supermarktes erfuhr dann Ogilvie, der seit zwölf Jahren als Gemeindepastor in Pinnow tätig ist, dass dies häufig Thema sei: Der Arzt käme ohne Maske, um sich einen Kaffee zu holen. In Ordnung fände das keiner.

Das Verhalten des Arztes sei immer wieder Gespräch in den Dörfern gewesen, so Ogilvie. In seiner Praxis werde nicht auf Abstand geachtet, es sei kein Hinweis auf Schutzregeln vorhanden, und es müssten keine Masken getragen werden. „Immer wieder hörte ich von Gemeindegliedern, welche Erfahrungen sie in Sukow machten. Ich sorgte mich schon lange“, sagt der Pastor.

Der Arzt hatte schon bei den ersten Demonstrationen der Corona-Skeptiker im Mai laut Medienberichten gesagt: „Menschen, die den Schutz lange tragen müssen, bekommen Beklemmungen, der Sauerstoffanteil in der eingeatmeten Luft ist unter der Maske deutlich geringer.“ Damit hat er sicher in manchen Fällen recht – aber was ist die Alternative?

Ogilvie hatte sich daraufhin von dem Arzt, den er fachlich sehr schätzt, verabschiedet und sich eine neuen Hausarzt gesucht. „Das können aber nicht alle Leute auf dem Dorf“, weiß der Pastor. Erstens sei es schwer, einen Arzt mit freien Kapazitäten zu finden, und zweitens seien gerade die hochbetagten Men-



Der Pinnow-Pastor Tom Ogilvie hofft, dass die Debatte den Blick öffnet auf die Kranken, Schwachen und Alten.

schon nicht mobil und froh, wenn sie für einen Praxisbesuch nicht auf die Hilfe anderer angewiesen seien.

„Ich bin nicht nur Privatperson“

Die Begegnung im Supermarkt nahm der Pastor zum Anlass, Anzeige gegen den Landarzt zu erstatten. Tom Ogilvie informierte seinen Kirchengemeinderat und den Propst, ebenso den Bürgermeister des Ortes von seinem Vorhaben. Sprach mit seiner Frau, die ebenfalls in der Gemeinde arbeitet. „Durch seine Vertrauensstellung im Dorf“ stelle der Arzt, als bekennender Corona-Leugner ein hohes Risiko für die Gesundheit seiner Patienten dar“, schrieb Ogilvie an die Kirchenältesten. Und: Nach dieser Begegnung im Supermarkt „musste ich entscheiden, ob ich die Sache einfach laufen lasse oder ob ich mich positioniere. Und natürlich bin ich in dieser Sache nicht nur Privatperson.“

Er hatte das Gefühl, dass man im zuständigen Ordnungsamt in der benachbarten Kleinstadt Crivitz und im Landratsamt Ludwigslust schon darauf gewartet habe, dass jemand mal den Mund aufmacht, erzählt der Pastor. Warum das Ordnungsamt nicht längst eingeschritten sei, bleibt offen.

Ogilvie ging an die Öffentlichkeit, informierte die Tageszeitung, um eine Debatte anzustoßen. Mit heftiger Kritik hatte der Pastor gerechnet, nicht aber mit dem, was dann losbrach: „Wenn man sich politisch klar positioniert, und die Regelungen zur Eindämmung der Corona-Pandemie sind längst ein Politikum“, so Ogilvie, „muss man mit Gegenwind rechnen. Das liest man, hört man. Aber dass es so schlimm ist, dass meine Frau sich bedroht fühlt, Angst um die Kinder, um sich, um uns als Familie hat, das ist schlimm.“ Sobald ein Anrufer seine Nummer unterdrücke, nehme er nicht mehr ab. In der Nacht habe er das Telefon ganz abgestellt. Das sei aber keine Dauerlösung, „ich muss ja erreichbar sein“.

Die Gegner, die Ogilvie als Nazi, Denunziator oder Stasi-Mitarbeiter bezeichnen, sind laut und hoch aktiv. In den sozialen Netzwerken wie Twitter und Facebook, so wurde ihm berichtet, sei ein heftiger Shitstorm gegen ihn losgebrochen, „aber das sehe ich mir nicht an, da bin ich nicht aktiv“. Er bekommt aber auch viel Zuspruch. „Da hat mal jemand Courage“, schrieb eine Journalistin.

Andere teilen ihm ihre eigenen Erfahrungen in der Arztpraxis von M.A. mit. Ein auf Epidemiologie spezialisierter Tierarzt schreibt, dass er dort aufgefördert worden sei, die Maske in Wartezimmer und Behandlungsraum abzunehmen, während um ihn herum gut die Hälfte der Patienten betagt waren.

„Ich hoffe, dass die Debatte uns weiterbringt, dass sie nicht nur spaltet“, so Ogilvie, „sondern den Blick öffnet auf die, die am meisten gefährdet sind: Kranke, Schwache, Alte – also Menschen, die regelmäßig zum Arzt gehen.“

So geht's der Kirche digital

Virtuelles Hansebarcamp der Nordkirche

VON TIMO TEGGATZ

Hamburg. Wie geht es der digitalen Kirche? Zu dieser Frage hatte die Nordkirche zu ihrem jährlichen Hansebarcamp eingeladen. Man ahnt es schon: Es war kein reales Treffen, sondern eine virtuelle Zoom-Konferenz unter dem Motto „How are you, digitale Kirche?“

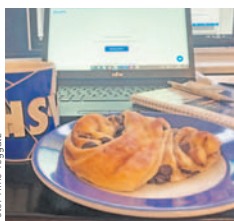
Es geht der digitalen Kirche ganz gut. Das machte auch Landesbischofin Kristina Kühnbaum-Schmidt deutlich. Die Kirche sei im Digitalen präsent und sichtbar. „Wir sind gekommen, um zu bleiben“, sagte sie in ihrem Grußwort. Während

der Pandemie sei vieles angestoßen worden.

Von einem „Schub fürs Web“ berichtete Jonas Goebel, Gemeindepastor in Hamburg-Lohbrügge. Die Zahlen seien stetig gewachsen, ohne zu explodieren. Vor allem habe die Gemeinde jetzt erkannt, wie wertvoll digitale Arbeit sein könne. Das verdeutlichen nicht nur Gottesdienste über Youtube, sondern zum Beispiel eine smarte Heizungsanlage, mit der sich viel Geld sparen lasse. Auch Mikrokron und Licht in der Kirche lassen sich jetzt per App regeln – notfalls während der Predigt von der Kanzel.

Für Philipp Kurowski, Gemeindepastor in Großsolt-Kleinsolt bei Flensburg, macht die „digitale Barmherzigkeit“ einen Unterschied, auch in der realen Welt. Das Internet führe nicht dazu, dass die Menschen abstumpfen, so der Theologe, der selbst auf Twitter aktiv ist. Das Gegenteil sei der Fall.

Zum Hansebarcamp kamen zwei Tage lang etwa 100 Teilnehmer digital zusammen. Auf dem Programm standen mehrere Vorträge, eine Keynote von Patrick Weinhold, dem Leiter Social Media bei der Tagesschau, und Sessions mit Diskussionen.



Die Teilnahme am Hansebarcamp 4.0 war bequem von zu Hause möglich.

Die Krise meistern

Nordkirche verlieh zum ersten Mal Kunstpreis

Greifswald/Kiel. Bernd Engler (Ückeritz bei Demmin) und die Teams Achim Kirsch/Stina Kurzhöfer (Kiel) sowie Shirin Goldstein/Marc Wiesel alias W1353L (Schwerin) sind die Preisträger des ersten Kunstwettbewerbs der Nordkirche (wir berichteten). Sie erhalten jeweils 2000 Euro. 61 Künstlerinnen und Künstler aus dem Gebiet der Nordkirche ließen sich von dem Motto „Von der Kunst die Krise zu deuten“ inspirieren und reichten Zeichnungen, Gemälde, Installationen, Videos und Audiofiles ein. Den mit 1000 Euro dotierten Sonderpreis der Jury erhält die Kielerin Lisa Hoffmann. Am Dienstag vergangener Woche vergab die Jury aus Künstlern und Theologen bei einer digitalen Feier die Preise.

Die spielerischen und humorvollen Ansätze vieler Kunstwerke habe er als wohlthuend in dieser Zeit empfunden, sagte der Greifswalder Bischof Tilman Jeremias in seiner Laudatio. Gleich zwei der Preisträger hätten das Thema als eine Art Tanz umgesetzt. „Die Einsendungen haben uns als Jury gezeigt, wie wichtig Kunst ist, um aus der Erstarrung herauszufinden.“

Bernd Englers „Kinetisches Objekt: Warten auf Ostern“ besteht aus

einer Metall-Skulptur: ein Kopf, in dem zwei Plastik-Eier durch das wiederholte Spannen einer Feder ziellos herumfliegen. „Es erinnert an grübelische Auseinandersetzungen, wie wir sie alle kennen“, so Laudatorin Susanne Burmester. Engler reflektierte die psychische Situation, in der alle momentan stecken.

In ihrer multimedialen Präsentation „Sie tanzen“ wechseln Achim Kirsch und Stina Kurzhöfer ständig zwischen analogen und digitalen Formaten. Ausgehend von ihren eigenen Bewegungen bearbeiteten sie die Aufnahmen malerisch und zeichnerisch zu einer virtuellen Tanzchoreografie.

Shirin Goldstein und Marc Wiesel gewannen mit einer Rauminstallation: Ein großes Tableau aus Fotografien, in dem die Künstler mit messerscharfem Stachelndraht agieren. Der Sonderpreis der Jury zeichnet das Werk „Covid 19 Woche 0-VI“ aus. Jedes dazugehörige Bild besteht aus mehreren Hundert übereinandergelegten Fotos, die in der jeweiligen Woche weltweit veröffentlicht wurden.

Die Kunstwerke sollen ab dem Sommer in verschiedenen Kirchen ausgestellt werden. epd

„Segen to Go“

Mobiles Angebot der Propstei Wismar für den Alltag und an jedem Ort

Ein Hoffnungszeichen in Zeiten der Corona-Pandemie – aber auch danach – soll das Lastenfahrrad mit der Aufschrift „Segen to Go“ sein. Ganz fix wird ein Stand daraus mit einem breiten Angebot wie Segensbänder mit verschiedenen Sprüchen, Salböl, Kerzen samt Feuerzeug, Buntstifte und Kärtchen, Scheren und Anspitzer, sechs Stolen. Es soll in ganz Mecklenburg unterwegs sein.

VON CHRISTIAN MEYER

Wismar. Stärkend und wärmend wie ein „Coffee to go“ und doch mehr – dies steht hinter dem Projekt „Segen to Go“. Dafür ist ein auffällig gestaltetes Lastenfahrrad samt Ideen und Material mobil nutzbar. Das in der Propstei Wismar entwickelte Angebot kann im gesamten Kirchenkreis Mecklenburg zum Einsatz kommen. „Schon vor Corona, im Mai 2019, trafen wir uns in großer Runde. Das Thema, wie können wir neu und anders mit Menschen kommunizieren – auch und gerade außerhalb der Kirchenmauern – bewegte uns. Der

Segen brannte uns als ein wichtiger Punkt dabei unter den Nägeln“, blickt Anne Hala zurück. Mit einer Stola in der Farbe des Kirchenkreises Mecklenburg steht die Pastorin aus Proseken-Hohenkirchen bei Wismar an einem bunt gestalteten Lastenfahrrad. Ein Sonnenschirm ist darüber gespannt und überall steht weit hin sichtbar „Segen to Go“ drauf. Gemeindepädagogin Renate Maercker, Regionalreferent Dieter Rusche und Propst Marcus Antonioli sind bei der ersten Präsentation ebenso mit dabei.

Das als e-Bike ausgestattete Lastenfahrrad lässt sich mit wenigen Handgriffen zu einem Stand umfunktionieren. Aus Schubladen und Fächern werden Papier und Segensstempel hervorgeholt. Dazu gesellen sich auf der fix zusammengeschobenen Tischplatte bunte Segensbänder mit verschiedenen Sprüchen. Salböl, Kerzen samt Feuerzeug, Buntstifte und Kärtchen, Scheren und Anspitzer, sechs Stolen... „Alles ist an Bord und kann je nach Anlass und Wunsch eingesetzt werden“, erläutert Renate Maercker und ergänzt:



Regionalreferent Dieter Rusche, Propst Marcus Antonioli, Gemeindepädagogin Renate Maercker und Pastorin Anne Hala (v.l.) freuen sich über das neue Angebot.

„Wir stellen uns vor, dass möglichst zwei bis drei Leute zum Beispiel auf Dorf- oder Gemeindefesten damit überraschend und einladend als Kirche präsent sind.“

Ziel des Projektes ist es, behutsam und locker mit Menschen in Kontakt zu kommen. „Jeder kann die Stufe selbst bestimmen: ob er oder sie ein Gespräch wünscht, ein Segensband mitnimmt, etwas bastelt oder sich auf die auffällig gestalteten Fußabdrücke auf dem Boden vor dem Stand stellt und sich segnen lässt“, skizziert Pastorin Hala. Und jede Kirchengemeinde oder andere Gruppe kann mit eigenen Aktionen die „Segen to Go“-Offerten natürlich abrunden und individuell erweitern. Für Antonioli haben die Erfahrungen in der Corona-Pandemie noch deutlicher gezeigt, wie positiv ungewöhnliche, offene und kurze Formate und Aktionen bei Gemeindegliedern und Anderen ankommen. Vorbehalte schwinden, Neugier wächst und wie beim „Segen to Go“-Projekt seiner Propstei werden Menschen quasi im Vorbeigehen eingeladen oder „gehen wir als Kirche dorthin, wo die Menschen sind“.

Der Kirchenkreisrat hatte 9000 Euro für das Projekt bewilligt. Die

Summe sichert sowohl die Anschaffung als auch den Unterhalt für die kommenden Jahre. Antonioli: „Es geht wirklich darum, den Kirchengemeinden ein rundumsorglos-Paket für Gemeindefeste und Straßenfeste an die Hand zu geben. Ich habe auch die Hoffnung, dass die einzelnen Gemeinden das Projekt weiterentwickeln und es zugleich ein Anstoß ist, ganz neue Formate in den Gemeinden zu entwickeln, zum Beispiel eine Besuchstour durch die Dörfer einer Landgemeinde.“

Einsatz im gesamten Kirchenkreis

Das innovative Projekt soll und kann nicht nur in der Propstei Wismar genutzt werden, sondern ist innerhalb des gesamten Kirchenkreises ausleihbar. Zum Equipment gehört deshalb auch ein PKW-Anhänger. Mit diesem kann das Lastenfahrrad bequem zum jeweiligen Einsatzort transportiert werden. „Die letzten Meter würde ich immer in die Pedale tretend zurücklegen. Denn das Rad erzeugt Aufmerksamkeit“, sagt Dieter Rusche, der sich vor allem um die technischen Dinge kümmerte. Ein passendes Lastenfahrrad mit Elektroantrieb war auszusuchen und an-

schließend mit der Schweriner Werbeagentur 3J auszustatten und im Erscheinungsbild des Kirchenkreises zu gestalten, blickt er zurück. „Das Ergebnis macht uns vier und alle weiteren Mitglieder der Arbeitsgruppe Kommunikationsprojekt schon ein wenig stolz.“

Das ist das Stichwort für Renate Maercker, sie fordert dazu auf: „Wer Interesse hat, unser mobiles Projekt zu nutzen, wendet sich bitte direkt an mich unter Telefon 0385/581 06 50 oder per E-Mail an renate.maercker@elkm.de.“ Im Idealfall wird daraus ein Plan, sodass der Anhänger samt Inhalt von Ort zu Ort weiterreist. Für die Bedienung des Hängers, des Fahrrads und aller Ausrüstung, bei der auch an Auffüllmaterial gedacht wurde, gibt es natürlich Hinweise.

„Schön wäre es, wenn wir von den Einsätzen vor Ort ein paar Fotos und eine Rückmeldung, wie es lief, was gut ist oder was noch angeregt wird, zugesandt bekommen“, bittet die Regionalreferentin. So ließe sich auch irgendwann die Spur verfolgen, die das „Segen to Go“-Projekt aus der Propstei Wismar hoffentlich in ganz Mecklenburg hinterlässt. So gesehen, ist das mecklenburgische Projekt gerade jetzt ein Hoffnungszeichen.



Testfahrt von Propst Marcus Antonioli.

Ein Wegweiser für gelingendes Leben

Gemeindepädagoge Anatolij Derksen in Bernitt holt sich Kraft und Ruhe aus seinem Perlenbäumchen

VON KERSTIN ERZ

Bernitt. Ein kleines Bäumchen aus Draht, mit winzigen Perlen bestückt und auf einen faustgroßen Stein gesetzt, hat auf einem Fensterbrett des Pfarrhauses in Bernitt seinen festen Platz. Anatolij Derksen verbindet dieses Bäumchen mit diesen Zeilen: „Glücklich sind die Frau und der Mann, die nicht nach den Mächenschaften der Mächtigen gehen, nicht auf dem Weg der Gottlosen stehen, noch zwischen Gewissenlosen sitzen, sondern die Lust haben an der Weisung Gottes und diese Weisung murmeln Tag und Nacht.“

Wie Bäume werden sie sein – gepflanzt an Wasserläufen, die ihre Frucht bringen zu ihrer Zeit, und ihr Laub verwelkt nicht. Was immer sie anfangen, es führt zum Ziel.

Nicht so die Mächtigeren: Wie Spreu sind sie, die ein Wind verweht. Darum bestehen Mächtigerer nicht

im Gericht, Gottlose nicht in der Gemeinde der Gerechten. Ja, auf den Weg der Gerechten gibt Gott Acht, der Weg der Mächtigeren aber verliert sich.“

Dieses Zitat, in die heutige Sprache übersetzt, stammt in seiner Urform aus dem 6. bis 3. Jahrhundert vor Christi und gehört zu Psalm 1. Es ist ein Lied, ein Wegweiser auf das gelingende Leben. Das Lied (Psalm) bedeutet: Wer herausgefunden hat, was wirklich glücklich macht, der ist wie ein Baum, der am Wasser gepflanzt ist. Er hat immer genug, um zu wachsen, frische Blätter zu treiben und Früchte zu tragen.

So ist es kein Wunder, dass Anatolij Derksen von Ruhe und Kraft spricht, welches ihm das Perlenbäumchen gibt, wenn auch nur sein Blick darüber schweift. Der 36-Jährige lebt als Gemeindepädagoge seit 2014 mit seiner Frau und vier Kindern in Bernitt.

Von 2011 bis 2014 hatte er sich auf dem Pädagogisch-Theologischen Seminar und Berufskolleg Malche in Porta Westfalica zum Erzieher und Gemeindepädagogen ausbilden lassen. „Während meiner Ausbildung hatten wir im zweiten Studienjahr das traditionelle Jahresfest auszurichten. Meine Studienkolleginnen fühlten sich für die Tischdekoration verantwortlich und hatten für alle Tische so ein Bäumchen in mühseliger Handarbeit gebastelt“, erzählt er. „Nach dem Fest war es ein Gegenstand zum Wegwerfen. Ich habe es mitgenommen. Es ist völlig unspektakulär, aber es hat seinen festen Platz an meinem Fenster im Büro und es hat seine Bedeutung – zumindest für mich. Es erinnert mich an den Psalm 1 – zeigt mir meinen Weg.“

Außerdem hat es eine Aufgabe: Immer im Februar finden Gruppenleiterseminare für die Jugendarbeit in Bernitt statt, die Derksen leitet. „In

den Seminarraum nehme ich dann eine Menge Bücher mit und dieses Bäumchen. Das nutze ich gern als optisches Hilfsmittel, als überdimensionales Anschmeichler, als ein einfaches Bild, um den Psalm 1 zu erklären. Es verkörpert den Teil des Psalms: „Er ist wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt und

dessen Blätter nicht welken. Alles, was er tut, wird ihm gut gelingen...“ – es verkörpert den Wegweiser auf das gelingende Leben und das versuche ich den Seminarteilnehmern dann mit Hilfe des Bäumchens zu erklären.“ Auch wenn die Gruppenleiterseminare in diesem Jahr digital – das Bäumchen wird am Bildschirm dabei sein.



Gemeindepädagoge Anatolij Derksen mit seinem besonderen Bäumchen.

KURZ NOTIERT

Gedenken an die Covid-Opfer in Schwerin



Kerzen für die Covid-Opfer

Schwerin. An immer mehr Orten in Deutschland zünden Menschen sonntags Kerzen an, um der am Corona-Virus Gestorbenen und der Leidenden zu gedenken. Jeden Sonntag wird zwischen 15.30 und 17 Uhr in Schwerin auf den Markt eingeladen, teilen Schlossgemeindepastor Volkmar Seyffert und Vikar Leon Hanser mit. „Immer noch sterben in Deutschland täglich hunderte Menschen an und mit dem Corona-Virus.“ Zu oft fehle Ruhe und Raum, auf die Geschichte der Gestorbenen zu hören. „Als wäre dieser tausendfache Tod nicht schlimm genug, sind die Umstände oft belastend: Angehörige können den Leidenden und Sterbenden zu selten Nähe und Trost spenden. Die Mitarbeiter in Krankenhäusern, Pflegeeinrichtungen und in der ambulanten Pflege arbeiten seit Monaten unter einem zermürbenden Druck. Wer nicht direkt von Krankheit, Tod und Trauer betroffen ist, vermisst die Begegnung mit lieben Menschen oder verzweifelt angesichts der unsicheren Zukunft. Wir wollen Anteilnahme zeigen“, so Seyffert und Hanser. *kiz*

Frauenpilgern auf den 6. März verschoben

Rostock/Greifswald. Der für Samstag, 6. Februar, geplante Pilgerinnen-tag von Kloster Eldena nach Greifswald ist auf Samstag, 6. März, von 10 bis 13.30 Uhr verschoben, teilt Christine Ziehe-Pfennigsdorf, Referentin für die Arbeit mit Frauen im Sprengel Mecklenburg und Pommern mit. *kiz*

Handwerkszeug für Kirchenälteste

Schwerin. „Fachfortbildung Kirchengemeinderat“ – unter diesem Titel sind drei Angebote für Mitglieder in den Leitungsgremien der 220 mecklenburgischen Kirchengemeinden im Frühjahr geplant.

„Dem Eigentlichen auf der Spur“ ist die erste Fortbildung überschrieben. Doch was ist das Eigentliche für die Arbeit der Kirchengemeinde? „Wir laden am 19. März von 18 bis 21 Uhr in die Geschichtenwerkstatt im Zentrum kirchlicher Dienste (ZKD) in Rostock ein und lassen beim Hören und Gestalten eine Geschichte lebendig werden und uns inspirieren“, lädt René Borowski, Referent für Ehrenamtsförderung im ZK, ein.

Darüber hinaus soll bei einem Impulstag am 20. März, 10 bis 15 Uhr, dem „Eigentlichen“ aus biblisch-theologischer Perspektive mit dem Theologieprofessor und Kirchenältesten Martin Rösel nachgespürt und Möglichkeiten erlebt werden, wie ein Austausch im Kirchengemeinderat angeregt werden kann.

● Um Anmeldung bis zum 12. März wird gebeten per E-Mail an verwaltungszentrum@elkm.de oder telefonisch unter 0381/377 98 70. Den Einladungsflyer gibt es auf www.kirche-mv.de/Ehrenamt.4106.0.html. *kiz*

Die Einsamkeit ist belastend

Im Gespräch mit Krankenhauseelsorgerin Cornelia Ogilvie in Zeiten von Corona

Cornelia Ogilvie (56) ist seit zwölf Jahren Krankenhauseelsorgerin im Sana Hanse-Klinikum Wismar und in den Helios-Kliniken Schwerin. Im Gespräch mit Anne-Dorte Hoffgaard vom Evangelischen Pressedienst berichtet die Theologin, wie sie ihre Arbeit in der Corona-Pandemie erlebt.

Wie können Sie Ihrer Arbeit im derzeitigen Lockdown überhaupt nachkommen, wie Menschen bestehen?

Cornelia Ogilvie: In den Helios-Kliniken Schwerin haben wir gegenwärtig als Seelsorger viel zu tun. Zum einen bei Patienten, die schwer erkrankt sind, aber keinen Besuch bekommen dürfen. Zum anderen bei Corona-Patienten, denen ihre Situation oftmals sehr unter die Haut geht und vieles in Frage stellt. Das alles ist möglich, weil wir als Teil der Klinik betrachtet und vom Haus mit den jeweils möglichen Schutzmaterialien ausgerüstet werden. In anderen Häusern, auch in Wismar, ist das immer wieder neu zu klären. Da hatte ich eine Zeit lang kaum Zugang zu Patienten und habe dort verstärkt telefonische Begleitung für Patienten, Mitarbeiter und Angehörige angeboten. Inzwischen bin ich auch in dieser Klinik viel auf den Stationen unterwegs.

Was war und ist für Sie in dieser Zeit besonders belastend?

Es ist nach wie vor ein besonderes Gefühl, wenn ich Besuche auf der Intensiv- oder auf der Covid-Station mache. Durch die Schutzkleidung fühle ich mich zwar gut geschützt,



Foto: Sandra Helmolt, Bundeswehr

Die Ärzte und Schwestern nur in Schutzkleidung zu erleben, keinen Besuch haben zu dürfen – ist eine schwere Situation.

aber das weiß vor allem mein Kopf, mein Gefühl nimmt es schon auch als Belastung wahr. Ich fand es schwierig und auch traurig, dass ich in Wismar zu Weihnachten so gar nichts in der Klinik anbieten durfte. Ich musste es lernen und erfahren, dass es trotzdem für die Klinik wichtig war und ist, dass ich da bin. Dass ich für sie bete. Dass es auch Aufgabe sein kann, mit auszuhalten, wie schwierig es gerade ist. Auch, wenn man gerade nichts tun kann. Nicht nur bei einzelnen Menschen, sondern auch für ein ganzes Klinikum. Die Einsamkeit vieler Menschen im Krankenhaus ist für mich bedrückend. Es ist schwer in dieser besonderen Situation ohne Besuch auszukommen, vor allem, wenn man nicht telefonieren kann. Und als Seelsorgerin in der psychiatrischen Klinik merke ich, dass das Thema Corona nicht unbedingt krankheitsauslösend ist, aber für viele Patienten zusätzliche Last.

Welche neuen Arbeitsmethoden haben Sie während dieser Zeit entwickelt? Gab es auch Mut machende Entwicklungen?

Wir haben Neues probiert und dazugelernt. Seit März durften wir

keine Gottesdienste mehr anbieten. Die Kapelle in Schwerin ist klein – da kommen sich die Menschen „zu nahe“. Also haben wir das Projekt: offene Kapelle entwickelt. Sonntags von 10 bis 11 Uhr ist die Kapelle geöffnet, es spielt Musik, auf jedem Platz liegt ein schön gestaltetes Impulspapier mit Anregungen zum Singen, Beten, Weiterdenken. Vorn gibt es die Möglichkeit, sein Gebet mit Kerzen und Steinen zu einem Ritual zu gestalten. Viele Patienten, vor allem aus der psychiatrischen Klinik, kommen gern dazu und nutzen die Zeit für sich. Wir begleiten diese Stunde – und haben darüber ganz neue Kontaktmöglichkeiten und viele sehr intensive Gespräche. Und erreichen Menschen, die in einen „normalen“ Gottesdienst nicht kommen würden. Zu kirchlichen Festen haben wir Podcasts aufgenommen, und diese wurden sowohl im Patientenfernsehen gezeigt als auch an alle Mitarbeiter verschickt. Das ist natürlich auch ein Lernfeld, solche Beiträge gut und ansprechend zu füllen. Und dabei haben wir sehr schön mit

der Unternehmenskommunikation der Schweriner Klinik zusammengearbeitet – auch hier entstanden neue und andere Kontakte.

Und wir haben Telefon- und Videokonferenz gelernt. Für Konvent, Dienstbesprechungen, Supervision finde ich das gar nicht mehr so aufregend, sondern ein gutes Instrument, wenn es nicht möglich ist, sich zu treffen. Oder auch, um Absprachen ohne viel Fahrtaufwand zu treffen.



Pastorin Cornelia Ogilvie

Der Weltgebetstag 2021 ist online vorbereitet worden

Referentin Christine Ziehe-Pfennigsdorf über Chancen und Schwierigkeiten

Der Weltgebetstag am ersten Freitag im März ist in den meisten Kirchengemeinden eine feste Größe. In diesem Jahr mussten die Vorbereitungsstellen ausfallen. Findet der WGT trotzdem statt?

VON MARION WULF-NIXDORF

Rostock. Die Feier des Weltgebetstages am ersten Freitag im März ist in vielen Kirchengemeinden nicht wegzudenken. Zuerst wird Gottesdienst gefeiert, dessen Liturgie Frauen eines bestimmten Landes vorbereitet haben. Es gibt Informationen zum Land und zum geistlichen Leben dort. Anschließend wird gemeinsam gegessen – gekocht nach Rezepten des betreffenden Landes.

Auf diese Weise sind Frauen in den Vorbereitungsstellen und die Gottesdienstteilnehmer schon in viele Länder „gereist“, in diesem Jahr: in den Inselstaat Vanuatu. In diesem Jahr ist vieles anders. Die Vorbereitungsstellen im November und im Januar für die ehrenamtlichen Frauen, die den Gottesdienst zum Weltgebetstag vor Ort vorbereiten und dann mit den Gemeinden feiern, mussten in unserem Sprengel wegen des Lockdowns alle ausfallen. Aber: „Der Weltgebetstag lebt und er findet statt“, verspricht Christine Ziehe-Pfennigsdorf, Referentin für die Arbeit mit Frauen im Sprengel Mecklenburg und Pommern. „Nachdem klar war, dass wir uns nicht wie gewohnt treffen können, haben wir alle Frauen in unserem Verteiler angeschrieben und unser Material, unsere Vorbereitungen per USB-Stick zur Verfügung gestellt.“

Außerdem ist eine Internetseite zur Gottesdienstordnung entstanden, in der sich Frauen die Vorbereitungen herunterladen können und weitere Informationen erhalten, zum Beispiel auch zu Projekten und Spenden. Das Frauenwerk der Nordkirche hat für den Weltgebetstag eine eigene

„Moodle“-Plattform eingerichtet, wo zum Beispiel auch die Lieder angehört werden können. Dort können sich Frauen aus den Kirchenkreisen in Gruppen vernetzen. Einen Zugang erhalten sie beim Frauenwerk der Nordkirche über Dagmar Krok unter Telefon 0431/557 79 10 oder per E-Mail an dagmar.krok@frauenwerk.nordkirche.de

Dennoch sind Online-Angebote noch keine von allen akzeptierte Alternative. Viele Frauen haben nicht die technischen Möglichkeiten, das Internet ist in MV nicht ausreichend ausgebaut und Kommunikation über einen Bildschirm ist gewöhnungsbedürftig. Erste Wege online oder in alternativer Form für den 5. März gibt es in den Gemeinden vor Ort, weiß Ziehe-Pfennigsdorf.

In diesem Jahr wird es neu auch einen Online-WGT-Gottesdienst auf Bibel-TV geben am 5. März um 19 Uhr, der vom Weltgebetstagskomitee Deutschland erstellt wird.



Foto: Marion Wulf-Nixdorf

Christine Ziehe-Pfennigsdorf zeigt, wo Vanuatu zu finden ist.



Foto: Detlev Brick

Predigtbuch aus Verchen in neuem Glanz

Verchen. Schwer. Prunkvoll. Wunderschön liegt es da, das restaurierte Predigtbuch aus der Verchener Schlosskirche. Noch vor Kurzem waren seine Seiten verklebt, die Verschlüsse beschädigt. Pastor Detlev Brick ist nun fasziniert. „Eigentlich bin ich wirklich nicht für Gold und Tand“, gibt er zu. „Aber dieses Buch anzuschauen, ist einfach erhe-

bend!“ Unser heutiger Fokus, meint er, sei oft rational, aufs Zweckmäßige aus. „Die Menschen hatten früher wohl einen anderen Blick. Wenn etwas zur Ehre Gottes sein sollte, dann mussten die Dinge schön sein und sich abheben vom tristen Alltag.“ Brick freut sich, das Buch und einen alten Abendmahlskelch bald neu präsentieren zu können. chs

Weniger Geld für die Gemeinden

Die Steuereinnahmen sinken. 2021 müssen sich Kirchengemeinden daher auf Einbußen einstellen



„Wir müssen reagieren“, mahnt Synodaler Michael Mahlburg. 15 statt 17,5 Millionen Mittelzuweisung gibt es voraussichtlich 2021 für den Kirchenkreis.

VON NICOLE KIESEWETTER

Züssow. Die Kirchengemeinden im Pommerschen Kirchenkreis müssen in diesem Jahr mit weniger Geld rechnen als ursprünglich geplant. Bisher habe der Kirchenkreis für 2021 mit einer Mittelzuweisung von rund 17,5 Millionen gerechnet, sagte der Vorsitzende des Finanzausschusses, Michael Mahlburg, bei der digital tagenden Synode Ende Januar. Aller Voraussicht nach würden dem Kirchenkreis nun nur knapp 15 Millionen von der Landeskirche zugewiesen. „Das wären 15 Prozent weniger als im Herbst 2019 gedacht und noch mal weit über 1 Million weniger als im Jahr 2020.“

Grund seien vor allem die durch die Covid-19-Pandemie sinkenden Steuereinnahmen. „Damit sinken auch die Kirchensteuereinnahmen und damit die Schlüsselzuweisungen an den Kirchenkreis und damit die Schlüsselzuweisungen an die Kirchengemeinden“, so Mahlburg. Er erinnerte daran, dass es die Option der Kommunen und Länder, „dann eben mal Darlehen aufzunehmen“, für die Kirche nicht gebe. „Denn wir werden es nicht zurückzahlen können.“

Noch seien es für dieses Jahr Schätzungen und für die dann kommenden drei Jahre Grobprognosen, stellte Mahlburg klar. „Aber durch die Steuerschätzungen im Mai, im August und im November des vergangenen Jahres zeichnet sich doch ein deutliches Bild ab, das wir uns anschauen sollten und das wir ernst nehmen müssen. Und vor allem: Auf das wir reagieren müssen“, mahnte er an.

Massive finanzielle Probleme zu erwarten

Selbst wenn die wirtschaftliche Situation im Land wieder besser werde, würden die Einnahmen nicht in gleichem Maß steigen. Dies liege an rückläufigen Kirchenmitgliederzahlen. Zwar gebe es Rücklagen im Kirchenkreis, mit denen Mindereinnahmen ausgeglichen werden könnten. Doch „das kann nur Not lindern; vorübergehend und begrenzt.“

Bereits im vergangenen Jahr habe es für die Landeskirche und somit auch für den Kirchenkreis etwa sechs Prozent weniger Kirchensteuern gegeben. „Wir planten in der Landeskirche für das Jahr 2020 mit rund 536 Millionen Euro Kirchensteuereinnahmen“, so Mahlburg weiter. Es sei zwar am Ende des Jahres nicht ganz so schlimm gekommen, wie zu befürchten war, aber dennoch seien es dann über 30 Millionen Euro weniger gewesen als geplant. Für 2021 werde der landeskirchliche Haushalt wohl mit noch mal 20 Millionen Euro weniger geplant.

Solche Mindereinnahmen dürften manche Kirchengemeinde schon im vergangenen Jahr kaum verkraftet haben, befürchtet Mahlburg. In diesem Jahr würden weitere Gemeinden „mit massiven finanziellen Problemen“ dazu kommen. „Die Personalausgaben steigen weiter. Die Kirchengemeinderäte müssen sich an die Arbeit machen. Und im Kirchenkreis ist das ebenso dringend nötig. Es gibt kein ‚Weiter so‘, auch wenn hin und wieder noch immer so getan wird“, schloss Mahlburg seinen Bericht des Finanzausschusses.

Die Synode hat nun beschlossen, eine Arbeitsgemeinschaft einzurichten, die sich „mit der mittelfristigen Finanzplanung, der Aufgabebewertung und künftigen Ausrichtung der Arbeit in den Bereichen des Kirchenkreises“ befassen soll. Die Ergebnisse sollen dem Kirchenparlament auf der nächsten Tagung im Mai dieses Jahres vorgelegt werden.

„Ich nehme an, der Rätsellöser Kurt Pieper hat das Bild ‚seiner‘ Kirche in Leppin eingeschickt“, schrieb uns Michael Heyn aus Rostock. Richtig, und Danke an Herrn Pieper! Geknackt haben diese Rätselsets Britta Blumrodt, Hildburg Esch, Hans-Joachim Engel, Jürgen Zechow, Michael Heyn, Friederike Schimke, Ute Meier-Ewert und Rufolf Krug aus Alt-Reese. Herzlichen Glückwunschl!

KURZ NOTIERT

Projektstelle „Orgel“ ist ein Erfolgsmodell

Züssow. Derzeit werden 25 Schüler aus allen drei Propsteien im Fach Orgel unterrichtet. Darüber informierte Diplom-Kirchenmusikerin Ina Altripp die Pommersche Synode im Januar. Die von ihr geleitete und vor einhalb Jahren eingerichtete Projektstelle Orgelunterricht im Pommerschen Kirchenkreis öffnete kirchliches Leben für kirchenferne Menschen durch das „Faszinosum der Orgel“. Alle Generationen machten mit: Die Altersspanne der Lernenden reiche von 9 bis 70 Jahren. Landeskirchenmusikdirektor Frank Dittmer bezeichnete die Einrichtung der Projektstelle als innovativen, zukunftsweisenden Schritt innerhalb der Nordkirche und als Erfolgsmodell. chs

Bugenhagen-Stiftung fördert: Frist endet bald

Greifswald. Auch 2021 fördert die Johannes-Bugenhagen-Stiftung wieder befristete Projekte im pommerschen Kirchenkreis in den Bereichen Seelsorge, Verkündigung, Unterweisung und Mission. Noch bis 31. März können Anträge eingereicht werden, informiert die Stiftung. „Es sollten neuartige Formate sein, die zusätzliche Angebote in der Gemeindegemeinschaft und der sozialen Arbeit anregen und unterstützen.“ Bis zu 5000 Euro pro Projekt werden gefördert, insgesamt schüttet die Stiftung 30 000 Euro aus. Gefördert wurden bereits Open-Air-Krippenspiele, Glaubenskurse für Kirchenferne, die Kapelle auf dem Greifswalder Weihnachtsmarkt oder mehrere Musicalprojekte. Antragsberechtigt sind Kirchengemeinden, kirchliche Werke und Initiativen im Kirchenkreis. Antragsformulare sind auf der Internetseite zu finden unter www.kirche-mv.de/Infos-und-Formulare.593.0.html. kiz

KIRCHENRÄTSEL

Und heute? Es war einmal ein Amtmann aus Holland, der sich um den Deichbau in der Elbtalau verdient machte. In der Familiengruft wurde er zur Mumie. Doch im Elbhochwasser im März 1888 schwamm er mit samt seinem Sarg davon. 1912 wurde er dann, 236 Jahre nach seinem Tod, in der heute gesuchten Kirche erneut beigesetzt. **Wenn Sie es wissen, rufen Sie uns unter 03834/776 3331 oder schreiben Sie eine E-Mail an redaktion-greifswald@kirchenzeitung-mv.de.**

Damit die Kinder auch weiterhin das Sagen haben

Physiotherapiepraxis spendet 2500 Euro für Jugendarbeit des Kreisdiakonischen Werkes Stralsund

Kinderfreizeiten organisieren, einen Jugendclub betreiben, alles für junge Menschen auf dem Land. Genau das macht das Team der Jugend- und Gemeinwesenarbeit im Gemeindeverband Niepars. Offenbar gut, denn die Arbeit kommt an. Auch bei Erwachsenen.

Niepars. Einmal im Jahr haben Kinder hier das Sagen: im Projekt „Kinderdorf“, das immer in den ersten Sommerferienwochen von einem Team rund um Julia Meiser vom Kreisdiakonischen Werk Stralsund organisiert wird. In einer kleinen nachgespielten Dorfgemeinschaft sollen Kinder dann spielerisch den sozialen und demokratischen Umgang miteinander lernen. Für dieses Projekt und für die Jugendlichen aus den Gemeinden gab es jetzt eine Spende. 2000 Euro für das „Kinderdorf“ kamen von der Physiotherapie

Freier & Linke, die kürzlich ihr 20-jähriges Bestehen feierte, teilt das Kreisdiakonische Werk mit.

Nach dem Motto „Spende statt Blumen“ wurde eine Tombola initiiert. Die engagierte Seniorin Marlies Mueche bastelte Lose, und über den

Losverkauf wurde Geld gesammelt, berichtet Fanny Gaube vom Kreisdiakonischen Werk Stralsund, dem Träger der Jugend- und Gemeinwesenarbeit. Bei einer parallelen Spendensammlung für den Jugendclub in Negast kamen 500 Euro zusammen.

„Da momentan der Jugendclub renoviert wird, können die Spenden auch schon hier umgesetzt werden. Zudem werden für die Kinder und Jugendlichen weitere Materialien zur Beschäftigung gekauft.“

Derzeit tüftelt das Team an Ideen, wie man in dieser kontaktbeschränkten Zeit für die Kinder und Jugendlichen da sein könnte. Ein großer Anhänger soll als Ausschankwagen fungieren, damit auf Abstand Kontakte gepflegt und beispielsweise Bastelsets verteilt werden können, erklärt Fanny Gaube. Julia Meiser und ihre Kolleginnen Anne Hornbostel und Kaja Batiuk möchten zudem Brieffreundschaften ins Leben rufen und koordinieren. „Wir sind dann die Postboten“, erklärt Julia Meiser. Ein Kummerkasten soll eingerichtet werden. Und die Idee von Geo-Caching, einer Art Schnitzeljagd, ist auch schon geboren. chs



Remo Freier, Marina Linke, Julia Meiser, Kaja Batiuk und Anne Hornbostel (v.l.)



KIRCHE IM RADIO

Samstag, 6. Februar

5.50 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.
7.15 Uhr, NDR 1 Radio MV, Christenmenschen mit Radiopastorin Sarah Oltmanns (ev.).

Sonntag, 7. Februar

7.20 und 7.40 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.
7.45 Uhr, NDR 1 Radio MV, Treffpunkt Kirche mit Radiopastorin Sarah Oltmanns (ev.).

Montag-Freitag

4.50/19.55 Uhr, Ostseewelle, Zwischen Himmel und Erde.

ANDACHTEN (werktags)

6.20 Uhr, NDR 1 Radio MV, Mo: plattdeutsch mit Peter Wittenburg, Rostock (ev.); Di/Fr: Kirchenredakteurin Jaqueline Rath (kath); Mi/Do: Susanne Lubig, Schwerin. (kath.).

KURZ NOTIERT

Orgelgeburtstag in Schönberg mit Konzert

Schönberg. Zu einer musikalischen Andacht zum Orgelgeburtstag wird am Samstag, 6. Februar, um 18 Uhr in die St.-Laurentius-Kirche Schönberg eingeladen. An der Winzer-Orgel und an der van-der-Linden-Orgel spielt Kirchenmusikdirektor Christoph D. Minke.

Als im Februar 1847 die Winzer-Orgel in der St.-Laurentius-Kirche eingeweiht wurde, stand trotz Eiskälte ein ausgiebiger Festgottesdienst mit anschließendem opulenten Konzert auf dem Programm. „Wir wissen von vier namentlich genannten Organisten, die offiziell am jenem Tage spielten“, sagt der Schönberger Kantor Minke. 2021 fällt die Geburtstagsfeier allerdings ein bisschen sparsamer aus. „Noch lässt uns Corona vorsichtig agieren, und ein runder Geburtstag ist es eh gerade nicht“, sagt Minke. Er verspricht aber ein 45-minütiges kontrastreiches Programm. **kiz**

Uwe-Johnson-Förderpreis ausgeschrieben

Neubrandenburg. Der mit 5000 Euro dotierte Uwe-Johnson-Förderpreis 2021 für Autorendebüts ist ausgeschrieben worden. Bis zum 1. März können Autoren oder deren Verlage noch unveröffentlichte oder seit April 2019 veröffentlichte Erstlingswerke aus dem Bereich Prosa und Essayistik beim Verein „Mecklenburgische Literaturgesellschaft“ einreichen.

Der Förderpreis würdigt herausragende literarische Debüts, in denen sich Anknüpfungspunkte zur Poetik Uwe Johnsons (1934-1984) finden und „deren Blickwinkel unbestechlich und jenseits ‚einfacher Wahrheiten‘ auf die deutsche Geschichte, Gegenwart und Zukunft gerichtet ist“, hieß es. Der Preisträger soll am 20. Juli, dem Geburtstag Johnsons, bekanntgegeben werden. Der Uwe-Johnson-Förderpreis wird von der Mecklenburgischen Literaturgesellschaft in Neubrandenburg gemeinsam mit dem Humanistischen Verband Berlin-Brandenburg und der Berliner Kanzlei Gentz und Partner im jährlichen Wechsel mit dem Uwe-Johnson-Literaturpreis vergeben. Erstmals verliehen wurde der Förderpreis 2005 an den Schriftsteller Arno Orzessek. **epd**

Die pommersche Gans kehrt zurück

Greifswald ehrt in ihrem 160. Geburtsjahr eine in Vergessenheit geratene Tochter der Stadt

Luise Greger. Komponistin, Pianistin, Sängerin. Ein bemerkenswertes Leben, und ein erschütternder Tod. Aus dem Schicksal einer emanzipierten Frau, die einst gefeiert, und dann vergessen wurde.

VON CHRISTINE SENKBEIL

Greifswald. Als Neunjährige, so berichtet die Familie, wurde Luise Greger vom Zarenhof nach Petersburg eingeladen, um vor der Zarin ein Klavierkonzert zu geben. Eines von so manchen ungewöhnlich klingenden Details aus der Biografie einer Frau, die am 27. Dezember 1862 in der Hansestadt Greifswald zur Welt kam. Eine „pommersche Gans“, wie sie sich selbst bezeichnete: „Geboren bin ich in Greifswald, wo es die fetten Gänse gibt. Ich bin auch eine von den Gänsen.“

Sie war eine bemerkenswert musikalische Gans. Luise Greger war Komponistin, Pianistin und Sängerin. „Deutschlands bedeutendste lyrische Tondichterin der Gegenwart“, schrieb die „Kasseler Post“ 1932 anlässlich ihres 70. Geburtstags. Um so verwunderlicher, dass sich ihre musikalische Spur nach ihrem Tod für Jahrzehnte verlor, und dass sie in ihrer Heimatstadt kaum bekannt wurde. Und schließlich bemerkenswert, in einer tragischen Dimension, ihre Todesumstände 1944.

Fast klingt es wie ein Romanstoff: Erst in den 1990er-Jahren entdeckte die Familie etwa 170 Werke und Briefe Luise Greger im Original wieder. In einer alten Eisentruhe auf dem Dachboden, wie sie auf der für die Vorfahrin eingerichteten Internetseite beschreiben. „Seither wurde ihre Musik in mehreren Konzerten in Amerika und Deutschland wieder zum Leben erweckt.“ In ihrer Wahlheimat Kassel wird sie seit ihrer vielfach geehrt. Nun, im Jahr ihres 160. Geburtstages, will auch ihre Geburtsstadt an die bisher eher unbekannt Tochter der Stadt mit verschiedenen Veranstaltungen erinnern (siehe unten).

Mit der Musiktheater-Uraufführung „Luise Greger, eine pommersche Gans“ widmet sich das Opernale-Festival 2021 ihrem Leben und Werk. Nach Sibylla Schwarz, dem jungen Dichtergenie aus der Barockzeit, und der niederdeutsch dichtenden Pfarrerstochter Alwine Wuthenow entdeckt die Opernale dieses Mal eine weitere bemerkenswerte pommersche Frau wieder.



Luise Greger

Als Tochter des Brauereibesitzers und Senators August Sumpf erhielt Luise Greger früh eine musikalische Ausbildung in Klavierspiel und Komposition. Große Reisen führten sie in alle Länder Europas und des näheren Orients. Mit 26 kehrte sie der Heimat den Rücken. In den 1880er-Jahren besuchte sie die Königliche Musikhochschule in Berlin, über deren „von Männern aufgestellte Ordnung“ eine Mitstudentin allerdings ärglich berichtet: „Meine Enttäuschung war unbeschreiblich, als ich erfuhr, dass es zwar eine Kompositionsklasse gab, weibliche Schüler jedoch keine Aufnahme fanden.“

Offenbar erhielt Luise auch als Frau den „Berufstitel Kompositionist No 02199“, laut Angaben der Familie sogar durch Richard Strauss. Sie heiratete den Arzt Ludwig Greger und bekam drei Söhne. Die Familie zog 1894 von Berlin nach Kassel. Dort gründete das Ehepaar eine Kuranstalt, deren wirtschaftliche Leiterin Luise wurde und ihr nur noch wenig Zeit für die Musik blieb.

Als emanzipierte Frau wird sie beschrieben, und wirkt zweckoptimistisch, wenn sie ihrer Schwester von ihren Versuchen schreibt, mu-

sikalisch Fuß zu fassen. „Anfang April werde ich in zwei Konzerten mitwirkend singend und spielend, bekomme auch dafür mein Honorar, und ist erst der Bann gebrochen, wird das wohl öfters stattfinden. (...) Du siehst meine liebe Netting, ich lasse alle Mimen springen und man streut mir schon recht viel Weihrauch.“

„Ich wollt', ich wär' des Sturmes Weib“

Mit 49 Jahren ließ sich die Arztgattin und Mutter scheiden, 1910. Ihr Sohn Helmuth unterstützte sie dabei, eine prächtige Wohnung zu unterhalten. Sie veranstaltete Salons, in denen sie ihre Liedkompositionen vortrug. „Ich wollt', ich wär' des Sturmes Weib“ möglicherweise. Ein zeitgenössischer Text von Anna Ritter, den sie vertonte. „Frei würd' ich sein und stolz und groß; Die Königin der Ferne; Tief unter mir die dumpfe Welt; Und über mir die Sterne!“

Neben Zeitgenossen wie Herrmann Löns waren es Klassiker wie Storm oder Goethe, die es ihr angeht hatten. Ihre Altstimme wurde

von Zeitzeugen gelobt. Sohn Helmuth begleitete sie: Er war Chirurg und Frauenarzt, und ein zum Bariton ausgebildeter Opersänger.

Luise wurde in der deutschen und europäischen Musikwelt bekannt, ihre Lieder aufgeführt: in Dresden, Leipzig, München. Sie komponierte etwa 150 Werke. Eines ihrer letzten: die Märchenoper „Gänselesel“, 1934 uraufgeführt.

Ihre Liebe zur Heimat und zur plattdeutschen Sprache schimmert immer wieder durch. „Kumm mit, kumm mit, dat is de Tid; Wo't Harten ward so wied, so wied“ – sie vertonte einige Gedichte der befreundeten Greifswalder Lyrikerin Alwine Wuthenow (1820-1908).

Doch auch schwere Schicksalsschläge musste Luise Greger hinnehmen. Im Ersten Weltkrieg fiel ihr Sohn Reinhold, Klaus starb 1919 in den USA, und 1939 Helmuth. Sie zog sich aus dem Musikleben zurück, noch im gleichen Jahr zieht sie ins „Hofgeismarer Damenhaus“ des Hessischen Siechenhauses: in ein Altersheim. Die nun 78-Jährige konzertierte dort noch auf ihrem mitgebrachten Flügel.

Ein Pfarrer, Theodor Weiss, leitete das Haus, und stellte sich offenbar erfolgreich gegen Versuche der Nazis, „Euthanasiamaßnahmen“ durchzuführen: seine Bewohner als „unwertes Leben“ zu eliminieren. Nach dessen Tod 1943 beginnt ihr Leidensweg. Luise Greger wird am 2. Dezember in einem Sammeltransport der „Landesanstalt Merxhausen“ zugeführt. „Gesund wie ein Fisch im Wasser“, wie sie selbst protestierte. Wegen „allmählich zunehmender seniler Seelenstörung“, wie es der Amtsarzt vermerkte.

„Unter den katastrophalen Bedingungen, wie sie in der Heilanstalt herrschten, erlag sie nach wenigen Wochen einer Bronchitis“, beschreibt Julia Drinnenberg in ihrem Buch „Stätten der Erinnerung – Gedächtnis einer Stadt“ über die Opfer des Nationalsozialismus in Hofgeismar. Die Verpflegungssätze seien im Kriegsverlauf systematisch dezimiert worden. Die raren Lebensmittel wurden für die arbeitende Bevölkerung und die Soldaten an der Front eingesetzt. In der Heilanstalt lag der Versorgungssatz schließlich „unter der lebenserhaltenden Grenze“. Man ließ sie verhungern. „Sie wurde gestorben“, so die Schwiegertochter. Luise Greger starb am 25. Januar 1944 als Opfer einer „stillen Euthanasie“.

Luise Greger wird Opernale-Star

Was 2021 in Greifswald rund um die Musikerin so passieren soll

Greifswald. „Vom 20. August bis 19. September gehen wir mit der Opernale auf Tour“, erklärt Henriette Sehmsdorf, Künstlerische Leiterin des klassischen Musikfestivals. Ulrich Frohriep schrieb eine Textfassung, die Leben und Werk Luise Greger in den Mittelpunkt stellt. „Auch musikalisch greifen wir auf das reiche musikalische Schaffen von Luise Greger zurück, das Benjamin Saupé sowohl arrangiert als auch mit Kompositionen zu einem neuen Werk zusammenfügt“, so die Regisseurin. Sogenannte „Luise-Greger-Aktien“ können jetzt schon als Unterstützung für die Opernale für 70 Euro erworben werden, die Aktie gilt dann in diesem Jahr als Eintrittskarte.

Den Auftakt zur Opernale 2021 bilden zwei Benefizkonzerte am Sonntag, 28. März, um 11 und 15

Uhr in der „Straze“ Greifswald, dem ehemaligen „Gesellschaftshaus zum Greif“. „Vermutlich war die tanzlustige junge Luise hier ein häufig gesehener Gast“, vermutet Henriette Sehmsdorf. Ihre Lieder bringen an diesem Tag Katharina Treutler, Klavier, Jonathan Weigle, Cello, Lars Grünwald und Klara-Henrike Breitsprecher, Gesang, zu Gehör. Außerdem erklingen Werke von Clara und Robert Schumann sowie Fanny Hensel. Der Erlös des Konzerts kommt dem Projekt und den mitwirkenden Künstlern zugute. Eine Anmeldung ist auf <https://tix.straze.de/Opernale1> möglich.

Ende 2021 will die Stadt Greifswald Luise Greger außerdem eine Ausstellung in der Kleinen Rathausgalerie widmen. Sie wird dort gemeinsam mit einer weiteren bemerkenswerten Greifswalderin



Die Aktie stützt das Projekt jetzt schon und gilt als Eintrittskarte

vorgestellt: Frida Stundl-Pietschmann, Weberin der Freester Fischertheppiche.

In der 2019 erschienenen Broschüre „Greifswalderinnen – ein Stadtrundgang“ werden Leben und Werk Greger ebenfalls gewürdigt. Ihren Spuren können Interessierte zudem bei einem digitalen Stadt-

rundgang folgen. Informationen zu den Frauen werden mit Gedichten, Musik und Rätseln verknüpft. Die Stadtverwaltung ist an Informationen über Luise Greger's Zeit in Greifswald interessiert, die Gleichstellungsbeauftragte Claudia Kowalzyk nimmt sie per E-Mail an gsg@greifswald.de entgegen. **epd**

Kinder, Schöpfung, Zukunft

Die kinderbunte Nordkirche wird digital



Foto: JackFlock-adobe.com

Ist kirchliche Arbeit mit Kindern digital möglich? Sind die Bewahrung der Schöpfung und Digitalisierung ein Widerspruch? Antworten sucht die zweite Himmelsblicker Konferenz. Landesbischofin Kristina Kühnbaum-Schmidt ist daran nicht nur als Schirmherrin beteiligt.

VON RAUTE MARTINSEN

Hamburg. Schon vor dem Beginn der Pandemie hatten die Planungen für die zweite Himmelsblicker-Konferenz im Lübecker Dom begonnen. Das Vorbereitungsteam schwankte zwischen den Schwerpunktthemen „Bewahrung der Schöpfung/Klimagerechtigkeit“ und dem Thema „Digitalisierung“. Und entschied sich Anfang vergangenen Jahres für eine Kombination aus beidem. Das war auf eine ungeahnte Weise weitblickend. Nicht nur inhaltlich, sondern auch im Format der Veranstaltung. Denn die Konferenz findet nun digital, als Hybridveranstaltung am 24. April statt.

Seit dem Beginn der Corona-Pandemie hat die Digitalisierung in der kirchlichen Arbeit mit Kindern einen enormen Schub erfahren. Viele haben sich im Learning-by-Doing neue Methoden angeeignet oder selbst neu entwickelt.

Doch durch das enorme Tempo der Veränderungen war für einen reflektierenden Austausch zur neuen Arbeitsweise mit anderen oft kaum Gelegenheit. Dies wird nun unsere Konferenz nachholen. Wir starten deshalb mit einer Podiumsdiskussion

zum Thema „Arbeit mit Kindern – digital! Möglichkeiten, Grenzen, Grundsatzfragen“.

Das Podium im Lübecker Dom ist hochkarätig besetzt. Das Publikum, die Teilnehmenden der Konferenz sind digital, das heißt per Internet eingebunden. An der Podiumsdiskussion beteiligen sich Landesbischofin Kristina Kühnbaum-Schmidt, die auch Schirmherrin ist, Anna-Katharina Lienau von der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster sowie Kirsti Greier als theologische Referentin für Kindergottesdienst der Evangelischen Kirche Deutschland (EKD), Anika Tobaben, die Projektkoordinatorin der Schöpfungs-Wochen im Landesjugendpfarramt der Nordkirche und Joachim Happel, der Leiter von „rpi-virtuell“, der Religionspädagogischen Plattform im Internet beim Comenius-Institut Münster.

Klimagerechtigkeit und Klimaschutz im Fokus

Im zweiten Teil der Himmelsblicker-Konferenz geht es um das inhaltliche Schwerpunktthema Bewahrung der Schöpfung und Klimagerechtigkeit. Die Digitalisierung und die Bedeutung der Weiterentwicklung von Technik einerseits sowie die Bewahrung der Schöpfung, die Bedeutung der Natur und ihr Schutz andererseits stehen sich nur vermeintlich konträr gegenüber. Hier werden sie exemplarisch aus einem Entweder-Oder gelöst. Die Entwicklungen für Gegenwart und Zukunft werden nicht

einseitig aus Technisierung und Digitalisierung gespeist, sondern es muss zugleich wesentlich um Klimaschutz und Klimagerechtigkeit gehen. Damit nehmen wir auch die starken inhaltlichen Impulse der letzten Jahre auf, zum Beispiel „Fridays for Future“, eine junge Bewegung vor allem aus Jugendlichen und Kindern.

In unseren sechs Online-Workshops wird an dem klassischen religionspädagogischen Thema, der Bewahrung der Schöpfung gearbeitet. Sie stellen eine Verbindung her, denn sie bearbeiten exemplarisch das Thema mit digitalen Methoden. Vielfältig sind die Themen der Workshops, wie „Lass uns mal den Garten scannen ... Mit digitalen Medien der Schöpfung auf die Spur kommen“ oder „Mit Gott im Grünen. Impulse zur digitalen Schöpfungsbeziehungswerkstatt und zum Gottesdienst in der Natur“. Redaktionssteams bündeln dabei Fragen und Anmerkungen der Online-Teilnehmenden, damit trotz der räumlichen Distanz Austausch und Beteiligung möglich ist.

Der Schluss der Himmelsblicker-Konferenz ist dann wieder ein „Online-Plenum“ mit Gelegenheit zum Feedback und Segen für alle in nah und fern.

- Informationen und Anmeldung auf www.himmelsblicker.de.

Pastorin Raute Martinsen ist die Referentin im Landesjugendpfarramt für die Vernetzung der Arbeit mit Kindern in der Nordkirche.

Weit mehr als nur besser als nichts

VON RAUTE MARTINSEN

Hamburg. Coronabedingt ist aktuell alles anders. Großveranstaltungen sind in Präsenz nicht durchführbar. Aber geht alles digital? Unsere Himmelsblicker-Konferenz stellte sich dieser Frage. Auch wir mussten umdenken. Dennoch haben wir uns im Organisationsteam für den Lübecker Dom als Veranstaltungsort entschieden. So wie beim letzten Mal, aber jetzt eben nur für diejenigen, die das Programm gestalten. Die Teilneh-

menden der Konferenz sind digital im Dom dabei.

Wir sind überzeugt, dass es so geht, es so gehen muss. Viele haben es damals genossen, einzutauchen in eine Gemeinschaft der vielen, denen Kinder in der Kirche am Herzen liegen und sich miteinander auszutauschen. Das wird dieses Jahr nicht in gleicher Weise möglich sein – aber eben auch nicht unmöglich.

Wie viele andere auch, haben wir festgestellt, online geht eben doch viel mehr, als zunächst gedacht. Eine

digitale Veranstaltung ist mehr als nur ein unvollkommener Ersatz. Zum Glück! Doch was geht wirklich nicht? Und warum nicht? Diesen Fragen widmet sich unsere Himmelsblicker-Konferenz.

Digitale Formate sind nicht immer die geeignete Antwort auf die aktuellen coronabedingten Einschränkungen. Was tun, wenn wir Kinder auf dem digitalen Weg nicht erreichen können, weil die Internetanbindung in manchen Gegenden der Nordkirche nicht ausreicht oder weil viele Kinder in von Armut betroffenen Familien keinen Zugang zum Internet haben? Welche Schwierigkeiten bringt die Arbeit mit Kindern im Bereich Social Media im Lichte des Datenschutzes mit sich?

Doch welche Chancen liegen zugleich in digitalen Angeboten, weil die für Kinder sonst oft unüberwindlich weiten Wege plötzlich kein Problem mehr sind! Unsere Konferenz wird all dies aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchten und dabei pädagogische, theologische und soziale Aspekte des Themas bedenken.



Foto: Landesjugendpfarramt

Die persönliche Begegnung in Arbeitsgruppen, wie hier bei der letzten Himmelsblicker-Konferenz ist aktuell nicht möglich.



Diese Seite wurde inhaltlich gestaltet vom Landesjugendpfarramt in der Nordkirche.

Das Landesjugendpfarramt gehört zum Hauptbereich Generationen und Geschlechter der Nordkirche. Im Jugendpfarramt organisiert sich die verbandliche und jugendpolitische Arbeit der Nordkirche. Zur Unterstützung der Kirchenkreise werden Konzepte entwickelt sowie Fortbildungen, Fachtagungen und Konferenzen organisiert. Ehrenamtlich und hauptamtlich Mitarbeitende werden beraten und in ihrer Arbeit begleitet.

Landesjugendpastorin Annika Woydack und ihr Team organisieren auch die Großveranstaltungen der Jugend auf Landesebene.

Weitere Informationen gibt es auf www.jufpa-nordkirche.de, hier gibt es auch Nachrichten zu den aktuellen coronabedingten Rahmenbedingungen für die Arbeit mit jungen Menschen, den jeweils gültigen Handlungsempfehlungen der Nordkirche und die Jugend-Seelsorge

www.schreibenstattschweigen.de

Kontakt: Jugendpfarramt in der Nordkirche, Koppelsberg 5 in 24306 Plön Tel. 04522 507120

Klaus Deuber, Referent für Öffentlichkeitsarbeit, Tel. 04522 507146

ANGEMERKT



ANNIKA WOYDACK

ist Landesjugendpastorin
Foto: privat

... und Kinder und Jugend?

In einem Ausschuss platzte es neu-lich aus einer Kollegin heraus: „Wirst ihr eigentlich, wie schwer und wie dicht das alles ist – jetzt im Lockdown? In unserem direkten Umfeld kämpfen junge Menschen mit starken Depressionen, wir wissen von einigen Suizidversuchen. Es sind nicht irgendwelche Kinder und Jugendliche, es sind unsere, die es nicht mehr aushalten.“

Für junge Menschen ist die Kinder- und Jugendzeit so wichtig für ihre Entwicklung: der Kontakt mit Gleichaltrigen, das sich „Ausprobieren“ in fremden, neuen Welten und Lebenssituationen. All das geht gerade nicht. Und die Sorge um die Zukunft und die Angst wächst so sehr. So sehr, dass viele Studierende, viele junge Menschen darunter zusammenbrechen oder jüngere Kinder vermehrt mit Wutausbrüchen oder Rückzug ins Innere reagieren.

Wir Erwachsenen stehen größtenteils hilflos, überfordert daneben. Pädagog:innen in Kitas, Schule und Gemeinde, die ebenfalls zu Hause die familiäre Situation mit voller Last spüren, verzweifeln, wie sie den Kindern, die ihnen beruflich anvertraut sind und den eigenen Kindern gerecht werden sollen.

Natürlich können wir als Kirche nicht den Lockdown verschwinden lassen. Dennoch – es ist so gut zu sehen, was doch geht: Da ist eine große

Bereitschaft und Engagement junge Menschen einzubeziehen in all die Entscheidungen, wie mit dieser Krise umzugehen ist! Kolleg:innen erzählen, wie sie mit der Jugendvertretung, mit den Konfirmand:innen, mit den Pfadis diskutieren und über-

legen, was geht und was zu tun sei. Und dann entsteht Wunderbares: Der Konfitag wird zu einem großartigen digitalen Quiz über das Thema Liturgie mit Aufnahmen aus der eigenen Kirche, Juleicas, Fortbildung in Seelsorge und die Preachercard für Teamer:innen werden und wurden in den digitalen Raum verlegt und das sogar mit vielen Anmeldungen – denn die Wege fallen ja weg! Der Schlüssel zu allem ist das gemeinsame Überlegen. Nicht „die Erwachsenen“, die da oben“ entscheiden, sondern wir gemeinsam. Die Ohnmachtserfahrung, das tun zu müssen, was angeordnet ist, macht hilflos. Die Erfahrung, sich einbringen zu können, selbstwirksam handeln zu können – das gibt Vertrauen zurück.

Auf landeskirchlicher Ebene ist gerade einiges im Werden: Die Neuordnung der Kinder- und Jugendarbeit, in deren Zuge auch das Recht zur Beteiligung konkret ausgestaltet werden soll, ist im Endspurt. Ebenso gibt es Überlegungen, wie die Perspektive junger Menschen verbindlich in kirchliche Entscheidungsprozesse einbezogen werden kann. Das macht Mut. Wir brauchen eine Kirche, die junge Menschen einlädt, auf Augenhöhe am virtuellen und irdigen Tisch mit zu diskutieren. Das können wir. Los geht es!



BRIEFE AN DIE REDAKTION

Wenig Neues

Zum Gespräch mit Sophie Ludewig über die Kirchentage im Norden der DDR in Ausgabe 2, Seite 13, schreibt Landespastor i.R. Roland Springborn, Greifswald:

Als langjähriges Mitglied des Kirchentags-Landesausschusses der Pommerschen Evangelischen Kirche habe ich den Artikel über die Promotionsarbeit von Frau Sophie Ludewig mit großem Interesse gelesen. Für mich verband sich allerdings bisher bei Promotionsarbeiten als Forschungsarbeiten auch immer die Hoffnung und Erwartung neuer theologischer Erkenntnisse. Bei den Kirchentagen könnten die sicher in den Bereichen Gottesdienste, Abend der Begegnung, Podiumsdiskussionen, Bibelarbeiten, Arbeitsgruppen, Musik, Begegnung mit ökumenischen Gästen u.v.a.m. gewonnen werden. Davon habe ich leider in dem Artikel wenig gelesen (...)

Nicht allein gelassen

Zur Titelgeschichte „Reserviert für einen Engel“ in Ausgabe 4, Seite 1, schreibt Gabriele Henning, Pinnow bei Schwerin:

Die Idee finde ich ganz wunderbar, aber ich verstehe nicht, warum die Gemeindepädagogin so enttäuscht ist, dass von ganz Stralsund so wenig zum Gottesdienst kommen. Ich bin froh und überglücklich, dass wir Protestanten das „Allgemeine Priesteramt aller Gläubigen“ verkündigen. Dass wir in dieser Notlage nicht allein gelassen werden, dass wir den Tag mit den Worten und Gebeten aus der Losung beginnen können. Jahrelang bekommen meine drei Kinder die Losung zum neuen Jahr geschenkt, so sind wir auch in der räumlichen Entfernung verbunden. (...) Wir können die Technik nutzen, haben uns Heiligabend und Silvester alle vier auf dem Bildschirm gesehen, es war fast wie ein gemeinsamer Abend.

Auch die Gemeinden haben sich umgestellt, sehr viele Andachten, Gottesdienste kommen zu uns nach Hause. Und ich weiß: meine Nachbarin, meine Kinder und andere Freunde sehen diesen Gottesdienst. So sind wir auch in der Distanz verbunden. (...) „Wer unterm Schirm des Höchsten wohnt und im Schatten des Allmächtigen schläft, weiß genau, dass da jemand ist, der auch

in dunklen Stunden durchträgt. Gott lässt keinen los, der sich fallen lässt in seine starke Hand!“ Mit diesen Worten von Klaus Hirschfeld möchte ich gern mit allen Christen verbunden bleiben in dieser Pandemie, weiterhin die Medien als Verbindung benutzen – und freue mich, wenn ich Predigten, Gedanken und Fürbitten geschickt bekomme.

Außerordentlich ärgerlich

Zum Artikel „Wo bald das Licht ausgeht“ über die Pfarrstellen im Kirchenkreis Pommern, Ausgabe 5, Seite 11, schreibt Dr. Thomas Fraatz-Rosenfeld, Bad Doberan:

Dass die Kirche sich wegen fehlender Finanzmittel und fehlendem Pastorennachwuchs aus der Fläche zurückzieht, ist außerordentlich ärgerlich. Dann muss man sich nicht wundern, dass Kirche und Glauben aus dem Blickfeld geraten. Allerdings ist das nun gerade nicht gottgegeben, denn wie in jeder Organisation bedarf es steter Aufgabenkritik. Allein schon das Organigramm der Nordkirche zeigt, dass es an Stellen nicht fehlen kann (das Organigramm ist offenbar wohlweislich über die Homepage ohne Kenntnis dieses Begriffs nur schwer zu finden).

So ist zu fragen, warum diverse kostenträchtige Stellen besetzt werden für ökumenische Beziehungen in alle Welt, mehrere Stellen für den interreligiösen Dialog (den jede Großstadtpastorin „vor der Tür führen“ kann und auch muss). Ich würde gern wissen, was „Weltwirtschaft in der Entwicklungspolitik“ mit Kirche zu tun hat oder auch „Menschenrechte und Migration“. Dies sind doch ausschließlich staatliche Aufgaben wie auch eine „Infostelle Klimagerechtigkeit“. Noch besser (!) ist es in Hannover bei der EKD: Da gibt es Stellen für „Grundatzfragen der öffentlichen Verantwortung“ (was das wohl ist?) sowie „Fragen öffentlicher Verantwortung der Kirche“ (wo ist da der Unterschied?), ein Referat für „Bio-, Medizin- und Umweltethik“. Es gibt sogar ein Referat „Glaube und Dialog“ – gehört nicht Dialog(-bereitschaft) immer zum Christsein? Nur gut, dass viele Kirchensteuerzahler noch nicht mitbekommen haben, wo ihr Geld so bleibt. Die Auswirkung auf die Mitgliederzahlen wäre verheerend!

Per E-Mail an leserbriefe@kirchenzeitung-mv.de.

Beilagenhinweis: Der gesamten Auflage sind die Beilagen VIVAT! und DGG Deutsche Goldmünzen-Gesellschaft beigelegt.

IMPRESSUM

Herausgeber: Ev. Presseverband Norddeutschland GmbH
Verlag: Ev. Presseverlag Nord GmbH, Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Redaktionskollegium: 19055 Schwerin, Schliemannstraße 12 a
Redaktionssekretariat: Tel. 040/70 975 240, Fax: 040/70 975 249, Schillerstraße 44a,
 22767 Hamburg, redaktion-schwerin@kirchenzeitung-mv.de
Chefredaktion: Pastor Tilman Baier (tb) (v.i.S.d.P.), Tel. 0385/30 20 818, baier@kirchenzeitung-mv.de
Chefin vom Dienst: Mirjam Rüscher (mrr), Tel. 040/70 975 243, ruescher@evangelische-zeitung.de
Koordinierende Redakteurin: Cosima Jäckel (cjl), Tel. 040/70 975 242, jaeckel@evangelische-zeitung.de
Redaktion Mecklenburg: Marion Wulf-Nixdorf (mwn), Tel. 0385/30 20 812, wulf-nixdorf@kirchenzeitung-mv.de
Redaktion Vorpommern: 17489 Greifswald, Domstraße 23/24, Tel. 03834/77 63 331, Fax 03834/77 63 332
 Christine Senkebeil (chs), senkebeil@kirchenzeitung-mv.de
 Sybille Marx (syrn), marx@kirchenzeitung-mv.de
Redakteur für Online und Social Media: Timo Tegatz (td), Tel. 040/70 975 245, tegatz@evangelische-zeitung.de

Anzeigenservice: KONPRESS-Medien eG
 Hanauer Landstraße 189, 60314 Frankfurt am Main, Tel. 069/2562966 19, anzeigen@konpress.de. Zurzeit gilt die Anzeigenpreistabelle 2018, Mitglied der KONPRESS Anzeigen eG, INW geprüft.
Marketing: Michaela Jestrimski, Schliemannstraße 12 a, 19055 Schwerin, Tel. 0385/30 20 80, Fax 0385/30 20 823.
Leserreisen: leserreisen@kirchenzeitung-mv.de
Layout: Christine Matthies, Allison Liebke, Noreen Leigold
Druck: DWZET, 31784 Hameln
 Die Mecklenburgische & Pommersche Kirchenzeitung erscheint wöchentlich. Der monatliche Bezugspreis beträgt 8,30 Euro einschließlich Zustellgebühr. Alle Preise inkl. der gesetzlichen Mehrwertsteuer. Nach Ablauf des vertraglich vereinbarten Bezugszeitraumes sind Kündigungen nur mit einer Frist von sechs Wochen zum Quartalsende möglich. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlegers strafbar. Erfüllungsort und Gerichtsstand ist Kiel. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird kein Honorar gezahlt.
Bei allen Fragen zur Zustellung oder zu Ihrem Abo ist unser Leserservice unter Telefon 0431/55 77 99, Fax 0431/55 779 292 oder per E-Mail an leserervice@kirchenzeitung-mv.de für Sie da.

Musiker wird zur Schnecke

Neu entdeckte Süßwasserschnecke nach Jochen A. Modeß benannt

In der Musikwelt ist sein Name bekannt. Nun auch in der Zoologie. Nachdem eine Wasserschnecke nach ihm benannt wurde, antwortet Jochen A. Modeß mit einer Mini-Komposition.

VON CHRISTINE SENKEBEIL

Greifswald. „Catapyrgus jami“ diesen komplizierten Namen kann der frühere Bachwochenleiter bereits auswendig daherbeten. Und das, obwohl es erst ein paar Tage her ist, das ihm dieser Beiname verliehen wurde. Das heißt, eigentlich war es ja umgekehrt: Die Schneckenart „Catapyrgus jami“ bekam den Namen „Jochen A. Modeß“ verpasst, und zwar, ob sie wollte oder nicht.

So wie die „Opacuincola gretathunbergae“ nach Greta Thunberg benannt wurde und eine dritte minikleine Süßwasserschnecke, nämlich die „Obtusopyrgus farrri“, nun den Namen des Neuseeländischen Musikers Gareth Farr trägt. Die Tiere wurden nämlich neu entdeckt – und die

Forscher entschieden sich, ihren kleinen Freuden große Namen zu verleihen. Die Idee dahinter ist, dass sich das Anliegen der Forscher vom Schutz der



Arten so effektvoller transportieren lässt. „Und es ist ein Ausdruck von Respekt“, so die Uni. „Das Ganze hatte schon einen Vorlauf“, verrät Jochen A. Modeß, der nach seiner Pensionierung vor zwei Jahren von Greifswald nach Bielefeld umgesiedelt ist. Am Telefon ist deutlich die Freude in seiner Stimme zu spüren: er sei sehr stolz auf diese Nominierung, sagt er. „Ich ziehe meinen Hut vor der wissenschaftlichen Leistung, die dahinter steht.“ Der Schneckenentdecker Martin Haase, der sich trotz seines Namens eher mit kleinformatigeren Organismen befasst, hätte bei ihm im Chorgesungen, sagt Modeß. „Und er wollte mir dieses Geschenk zum Abschied machen!“ Die neuen Schneckenarten wurden bereits 2016 in den Biologen des Greifswader Zoologischen Ins-

So beginnt das Lied der „Kleinen Wasserschnecke“, und so sieht sie aus.



titus Gerlingen Verhaegen und Martin Haase in Neuseeland entdeckt.

Möglicherweise verließen die „Formalitäten“ dann ja dem Gegenstand angemessen „im Schneckentempo“. Jedenfalls verkündete die Uni erst jetzt die Entdeckung. „Nach methodisch aufwendigen morphologischen und genetischen Analysen wurden die Arten als für die Wissenschaft neu erkannt und nun publiziert“, so die Uni. Ob aber die millimetergroße „Catapyrgus jami“ überhaupt musikalisch ist, konnte noch nicht herausgefunden werden. Doch es liegt nahe. Denn nicht im Schnecken-, sondern im Modeß-Tempo nun die Reaktion des Musikers, wie zu erwarten: „Ich habe als Dank ein kleines Musikstück geschrieben“, verrät er. Mit dreieinhalb Minuten ebenfalls kein Riesen-Orchesterwerk, aber sicher ein kleiner Ohrwurm, der sich hoffentlich in die Gehör-schnecke fressen wird.

KREUZWORTRÄTSEL

fort-laufende Montage-einrichtung	Mach ... o Herr, mach Ende (EG 361,12)	O treuer ... Brunnen aller Güter (EG 447,6)	verwirrt (vgl. die ... lehren 2. Petr 2,1)	Musik-richtung	überlits ... der Leute gekommen (Hes 36,3)	latein: Liebe	Winter-sportart
madagas-sischer Halbaffe	18	16	4	Haltevor-richtung am Auto	14	8	
10				Gemisch zum Mauern	5		
Bischof einer, der gehorsam ... hat (1. Tim 3,4)	12	Kinder sind eine des HERRN (Ps 127,3)	ließen ihn in einem Korb die ... hinab (Apg 9,25)	15	20	Schub-stange	
US-Film-trophäe	Es ist kein anderes ... größer als diese. (Mk 12,31)		tolldreist (2. Kor 11,21)	altes Maß der Motor-stärke	1		
22			Jazz mit Gospel-elementen	das Wasser geht mir bis an die ... (Ps 69,2)	9	17	
Frucht wilder Rosen	jüdisch für Nichtjuden	Mann ein-ner ... der gläubige Kinder hat (1. Th 1,6)	2	21	Ich mache einen ... in der Wüste (Jes 43,19)		
26	3	25			Abk.: Arbeits-gemein-schaft	Abk.: Verrech-nungs-einheit	
Haupt-gott der nord. Sage	engl.: eins	aus der Handtür schellen	13	11	13	23	6
24							19
1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26						

Schicken Sie Ihre Lösung per E-Mail, Fax oder Postkarte an die Evangelische Zeitung. Unter allen Einsendern verlosen wir einen Blumenstrauß. Einsendeschluss: 15. Februar 2021

Evangelischer Presseverlag Nord GmbH, Stichwort: Kreuzwörtertsel, Schillerstr. 44a, 22767 Hamburg Fax: 040/70 975 249, raetsel@epv-nord.de

Auflösung aus Ausgabe Nr. 4 „UND DERSELBE AUCH IN EWIGKEIT“

Gewonnen hat: Herr Herbert Köneke; 30855 Langenhagen

W M S G T
 N O N A M E P R O D U K T
 H O S C H L A F E M
 L O T R A U M B E
 K H A K I K A H U M A N
 A O B A N A T A D
 B A R B O T L L T E
 L E I B E O B E R O N
 N E N D A S T I H E R D
 D A R L E H E N U T E

FRAGEN WAGEN

Warum nennen wir die Nachkommen der Stämme Israels „Juden“?



Eine Israel-Karte von 1695 aus der Amsterdam-Haggada. Der Ort, wo sie lebten, hat den Stämmen Israels ihren jeweiligen Namen gegeben.



HERMANN MICHAEL NIEMANN

war bis 2014 Professor für Altes Testament und Biblische Archäologie an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock.

Foto: privat

Dorothea Küttler aus Boizenburg ist eine aufmerksame Leserin des Alten Testaments. Sie fragte uns: Warum nennen wir alle Nachkommen der israelitischen Stämme – wie Sebulon, Naftali, Benjamin – Juden? Müsste es nicht „Israelitentum“ statt „Judentum“ heißen?

Sehr geehrte Frau Küttler,

Ihre Frage kann ich mit einer Betrachtung der Geschichte Israels im Altertum beantworten. Seit etwa 1200/1100 vor Christus siedelten im zentralpalästinischen Bergland nördlich und südlich von Jerusalem Bauern und Hirten. Die Gruppen nannten sich nach Merkmalen ihres Gebietes („Naftali“ bedeutet „verflochtenes“ Gestrüpp besonders vor der Urbarmachung), nach der Wohngegend („Gilead“ = „rauhes Berggebiet“, ein Landschaftsname östlich des Jordans) oder nach dem Gebirge „Juda“ („zerklüftetes Gebirge“) südlich von Jerusalem. Eine Gruppe teilte sich, der abgepaltene Teil nannte sich „Benjamin“, übersetzt „Sohn des Südens“, weil er südlich des Stammes Efraim (das bedeutet „Aschenberge“, ein Name des staubig-verbrannten Gebietes) siedelte.

Manchmal entstanden zur Abwehr oder aufgrund von Streitereien

Koalitionen, die auch wieder zerfielen. Im „Deborahlied“, das im Richterbuch Kapitel 4 bis 5 steht, finden sich zehn Gruppen zusammen im Abwehrkampf – wenn auch einige, von denen es erwartet wird, nicht mithelfen.

Ein Angehöriger des Stammes Benjamin, Saul, schmiedet im 10. Jahrhundert vor Christus eine Koalition in einer Gefahrensituation (1. Samuel 8-15). Er wurde nördlich von Jerusalem der Herrscher vom Gebiet der Benjamingiten bis nach Norden an das Gebirge Galiläa und über den Jordan nach Osten. Nach der biblischen Erzählung konnte David, einer seiner begabtesten Offiziere, Sauls Nachkommen in der Führung ablösen und südlich von Benjamin auf dem Gebirge Juda eine Stammesherrschaft mit Residenz in Jerusalem aufbauen (1. Samuel 16 bis 2. Samuel 24). Die Sippen auf dem Gebirge Juda bildeten insgesamt den Stamm Juda. „Juda“ nennt sich auch die Herrschaft der Nachkommen Davids, die bis 586 vor Christus rege-

ten. Davids Nachkommen gelang es nicht, die Herrschaft Sauls nördlich von Jerusalem, größer und viel bevölkerungsreicher als das Gebirge Juda südlich von Jerusalem, bestehend aus den Stämmen Benjamin, Efraim, Manasse, Sebulon, Issachar, Naftali, Asser und Gilead, dauerhaft zu übernehmen (1. Könige 12). Nach dem Tod Sauls und seiner Söhne (1. Samuel 31) kämpften dort allerdings immer wieder verschiedene Stammesführer um die Herrschaft seines Gebietes. Das Viel-Stämme-Gebiet nördlich Jerusalems vereinigte sich als Staat unter dem Namen einer Stammesgruppe, die dort 200 bis 300 Jahre früher siedelte: Der ägyptische Pharao Mernefta dokumentierte in einer Inschrift vom Jahr 1208 vor Christus triumphierend, er habe dort eine Gruppe namens Israel vernichtet. Warum übernahmen die Stämme (schon unter Saul oder seinem

Sohn Ischbaal?) Jahrhunderte später den Namen Israel? Weil er sozusagen „frei“, neutral war? Hätte es Streit gegeben, wenn die Koalition den Namen eines einzelnen der Stämme als Gesamtname gewählt hätte? „Israel“ blieb der Name bis zur Vernichtung des Staates durch die Assyrer 720 vor Christus.

Juda mit der David-Dynastie in Jerusalem existierte nach 720 vor Christus weitere 140 Jahre. Im Gebiet des untergegangenen Israel wurden ab 720 vor Christus oder schon früher im Heiligtum Bethel Sammlungen wichtiger Traditionen der Nordstämme begonnen: von einem Ahnvater Jakob, von einer Rettung beziehungsweise dem Auszug aus ägyptischer Gefangenschaft, von Mose und Josua. Sie wurden von Tempelpriestern und -Schreibern in wüstenhafter Umgebung erinnert. Hinzu kamen nach dem Untergang Israels und des Staates Juda 586 vor Christus die mahnenden Stimmen von gottgeleiteten Menschen, die wir in Prophetenbüchern wie Jesaja, Jeremia, Hosea, Amos, Micha finden.

Jesus durchbricht die Entfremdung

Die wachsende Sammlung wird für die Überlebenden zur existenziell wichtigen Traditionsbasis. Es ist Jahwe, der Gott Israels und Judas, der Jakob, Ahn des Nordens, nach seinem Ringen mit Gott und um Gott den Ehrennamen „Israel“ verleiht (1. Mose 32, 23-33). Es ist Juda, der beispielsweise in den Josefserzählungen (1. Mose 37-50) eine herausragende Rolle unter den zwölf Söhnen und Stämmen Jakobs spielt: Man erzählt Ge-

schichte als Familiengeschichte. Juda gilt als „königlich“ unter den Stämmen Israels (1. Mose 49, 8-12). Der Tempel der Könige Judas in Jerusalem nimmt die Traditionen des Nordens nach dem Untergang Israels 720 vor Christus wohl samt geflüchteter Priester aus Bethel auf. Israel war zwar der bedeutendere der beiden Staaten auf dem zentralpalästinischen Gebirge zwischen etwa 1000 und 586 vor Christus.

Aber der kleinere Staat Juda existierte länger. Er übernahm und bewahrte das theologische Erbe Israels. So bekam der Name Juda überragenden Rang, ohne dass das untergegangene Israel vergessen wurde. Jüdäer konnten sich nach 720 vor Christus unter dem Dach der vereinigten Traditionen auch als „Israeliten“ fühlen, wie sich Israeliten nach dem Untergang ihres Staates in Juda unter dem Schirm verbundener Traditionen zu Hause fühlen konnten. Gemeinsamer Gott war der Gott Jakobs, der auch der Gott Israels in Juda und im Tempel Jerusalems war. Die Gemeinsamkeit eines Gottes, für eine Gruppenidentität überragend wichtig im Altertum, hat möglicherweise schon eine Wurzel bei einem Gründerkönig: David holt Jahwe in sein Residenz-Heiligtum in Jerusalem (2. Samuel 6).

Das Gebiet des untergegangenen Staates Israel wurde nach der ehemaligen Residenz seiner Könige von den assyrischen Eroberern „Provinz Samaria“ genannt, die Bevölkerung Samaritaner, im Neuen Testament Samaritaner. Beim Neubau des 586 zerstörten Jerusalemer Tempels (520-515 vor Christus) wurden sie aber ausgeschlossen (Esra 4, 1-3). Sie bauten sich zur Zeit Alexanders des Großen einen Tempel auf dem Berg Garizim. Ihn zerstörte der jüdische König Johannes Hyrkan (112/111 vor Christus). Es wuchs Entfremdung, ja, Feindschaft, die das Neue Testament spiegelt, aber Jesus durchbricht sie (Lukas 10, 25-37). So trat der Name

Israel zurück, Juda in den Vordergrund, auch im Kontrast zu den Samaritanern, Nachkommen der Israeliten. Juda übernahm Tradition und Rolle Israels. Aber mit jedem Juden begegnen wir auch Israel.

Es grüßt Sie freundlich

HERMANN MICHAEL NIEMANN

Denken und ausprobieren

Literatur: Ernst Axel Knauf: Die Umwelt des Alten Testaments. Neuer Stuttgarter Kommentar, AT 29, Stuttgart 1994.

Hermann Michael Niemann: Geschichte der Bibel. Lebenswelt der Bibel. In: Chr. Dohmen (Hg.): Das große Sachbuch zur Welt und Umwelt der Bibel, Stuttgart 2005.

Peter Schäfer: Geschichte der Juden in der Antike. 2. Auflage, Tübingen 2010.

Christian Frevet: Geschichte Israels. 2. Auflage, Stuttgart 2018.

Ernst A. Knauf/Hermann Michael Niemann: Geschichte Israels und Judas im Altertum. Berlin-New York 2021.

Für unseren Glaubenskurs haben wir Sie gebeten, uns Fragen rund um die Themen Glaube, Kirche, Religion und Gesellschaft zu schicken. Diese haben wir weitergegeben – an fachkundige Menschen, die hier Antworten wagen.

PSALM DER WOCHE

HERR, dein Wort bleibt ewiglich,
so weit der Himmel reicht.

Psalm 119, 89

Himmel auf Erden
Von Lasten gedrückt, den Blick
auf den Boden gerichtet,
um nur nicht zu stolpern,
komm mir, Gott
dein Himmel abhanden

Wie gut, dass du selbst ihn
herabgeholt hast und
ihn vor mir ausbreitest,
dass ich, wenn ich falle, in ihm geborgen bin.

Tilman Baier



Foto: Tilman Baier

Spiegelung des Himmels mit einem Wolkenkreuz am Eckerstausee im Harz.

DER GOTTESDIENST

Sexagesimae 7. Februar
(2. Sonntag vor der Passionszeit)

Wochenspruch: Heute, wenn ihr seine Stimme hören werdet,
so verstockt eure Herzen nicht. Hebräer 3, 15

Psalm: 119, 89-92. 103-105. 116
Altes Testament: Jesaja 55, (6-7) 8-12a
Epistel: Hebräer 4, 12-13
Evangelium: Lukas 8, 4-8 (9-15)
Predigttext: Lukas 8, 4-8 (9-15)
Lied: Herr, für Dein Wort sei hoch gepreist (EG 196) oder
EG 199
Liturgische Farbe: grün

Dankopfer Nordkirche: landeskirchenweite Kollekte –
Projekt, vorgeschlagen von der Kammer für Dienste und
Werke – Bildung und Unterricht
Dankopfer Landeskirche Hannovers: Hospiz- und
Palliativarbeit in der Landeskirche

Nähere Informationen zu den Pflichtkollekten der
Nordkirche sowie der Landeskirche Hannovers können Sie
auch auf den jeweiligen Internetseiten der Landeskirchen
nachlesen unter der Rubrik „Abkündigungstexte“.

Dankopfer Landeskirche Oldenburg: Oldenburgische
Bibelgesellschaft (Nr. 3)
Dankopfer Landeskirche Braunschweig: empfohlene
Kollekte – Themenfeld Ökumene
Dankopfer Bremische Evangelische Kirche: Verein für
Innere Mission Bremen

TÄGLICHE BIBELLESE

Montag, 8. Februar:
5. Mose 32, 44-47; Lukas 8, 26-39
Dienstag, 9. Februar:
Hesekiel 33, 30-33; Lukas 8, 40-56
Mittwoch, 10. Februar:
Lukas 6, 43-49; Lukas 9, 1-9
Donnerstag, 11. Februar:
1. Thessalonicher 1, 2-10; Lukas 9, 10-17
Freitag, 12. Februar:
2. Timotheus 3, 10-17; Lukas 9, 18-27
Sonnabend, 13. Februar:
Matthäus 13, 31-35; Lukas 9, 28

SCHLUSSLICHT

Jeder Sechste für jüdischen Feiertag

Erfurt. Jeder sechste Deutsche (17 Prozent) ist dafür, in
Deutschland einen gesetzlichen jüdischen Feiertag einzufüh-
ren. Das ergab eine Umfrage des Markt- und Sozialfor-
schungsinstituts INSA-Consulere (Erfurt). 48 Prozent der 2038
Befragten sind nicht dafür. 26 Prozent wissen nicht, wie sie
dazu stehen, 9 Prozent machten keine Angabe. Überdurch-
schnittlich hoch ist die Zustimmung für einen gesetzlichen
jüdischen Feiertag bei den jungen Befragten. In der Gruppe
der 18- bis 29-Jährigen sprachen sich 29 Prozent dafür aus.
Bei den 30- bis 39-Jährigen waren es noch 18 Prozent, bei den
über 60-Jährigen dagegen nur 12 Prozent. idea

Von Sexagesimae bis Okuli

Das Kirchenjahr zwischen dem Ende der Weihnachtszeit und Ostern (Teil 1)

Mit dem Monatswechsel zum Februar ist die Weihnachts- und Epiphaniasezeit nun endgültig abgeschlossen. Der Blick richtet sich auf die Passions- und Osterzeit. Die nun kommenden Sonntage tragen jeweils einen lateinischen Namen. Was diese bedeuten, lesen Sie in dieser und der folgenden Ausgabe.

VON HELMUT FRANK

Im Rom des 6. Jahrhunderts wurde vermutlich unter dem Einfluss der Ostkirche der Fastenzeit eine Vorfastenzeit vorangestellt. Nach der lutherischen Agenda von 1955 führt diese Vorfastenzeit, zu der Entscheidung auf, vor die uns das Wort des lebendigen Gottes und der Ruf des Herrn zur Nachfolge stellen“.

Diese Zeit begann bis zur Agendenreform 2019 immer mit dem Sonntag **Septuagesimae** (70 Tage vor Ostern), der in diesem Jahr entfällt.

Sexagesimae: Dieser Sonntag (60 Tage vor Ostern) erhielt seinen Na-

men wohl deshalb, weil er zwischen Septuagesimae (23. Januar, 70 Tage) und Quinquagesimae (6. Februar, 50 Tage = Sonntag Estomihi) liegt.

Estomihi: Der Name des letzten Sonntags vor der Passionszeit leitet sich vom Beginn der lateinischen Antifon ab („Esto mihi in lapidem fortissimum et in domum manitum ut salves me“) aus Psalm 31, 3 – „Sei mir ein starker Fels und eine Burg, dass du mir helfest“. Die Antifon (von griechisch „antiphonein“ – antworten) wird in der Regel zu Beginn und am Ende des Psalms gesprochen.

Invokavit: Der erste Sonntag der Passionszeit. Der Name leitet sich ab vom Beginn der lateinischen Antifon: „Invocavit me, et ergo exaudiam eum“ (Psalm 91, 15) – „Er ruft mich an, darum will ich ihn erhören, ich bin bei ihm in der Not; ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen.“ Neben dem Halleluja schweigt im Gottesdienst auch das „Gloria in excelsis Deo“. Der Sonntag wird vom 40-tägigen Wüstenaufenthalt Jesu

und der Versuchungsgeschichte bestimmt (Matthäus 4, 1-11).

Reminiszere: Die lateinische Antifon gibt dem zweiten Sonntag der Passionszeit seinen Namen: „Reminiscere miserationem tuam, Domine, et misericordiam tuarum quae saeculo sunt“ (Psalm 25, 6) – „Gedenke, Herr, an deine Barmherzigkeit und an deine Güte, die von Ewigkeit her gewesen sind.“

Okuli: Der dritte Sonntag der Passionszeit leitet seinen Namen auch vom Beginn der lateinischen Antifon ab: „Oculi mei semper vident ad Dominum, quoniam ipse evellet de laqueo pedes meos“ (Psalm 25, 15 – deutsch: „Meine Augen sehen stets auf den Herrn, denn der Herr wird meine Füße aus dem Netz ziehen.“) Ein wichtiger Text in der Leseordnung dieses Sonntags ist Lukas 9, 57b-62, Jesu Ruf in die Nachfolge. In der Alten Kirche, als vorwiegend an Ostern getauft wurde, stand der Sonntag Okuli ganz im Zeichen der fastenzeitlichen Taufvorbereitung.

Du hörst dor mit to!

Wuurt för den Februar-Maand

„Tööv mal, ik mutt eerstmol nahkieken, ob du op de List steihst!“ As lütte Buttscher harr ik mi anmeldt för een Skituur vun uns School nah Bayern. Dat Jahr vörher harr dat nich klappert. Ik wull geern mit mien beste Gründ mit, aver de harm uns einfach nich nahmen. Wat weer ik suuer dor-mals! Dorum harr ik nu extra in't Lehrzimmer nahfragt. De Lehrers wulln ja ok mal ehr Roh hebben, aver dor heff ik gor nich an dacht. To'n Glück keem en Lehrer, de mi kennen dä. Ik vertellte em, wat ik op't Hart harr. Un he gung weg un söökte de List mit de Deelehmers. De Tied worr mi lang. Aver denn keem he torüch un sä: „Jo, Peter, du fährst mit. Un Dirk ok!“ Ik weet noch, wie dull ik mi freut heff. Ik weer dorbi! Ik höörte dor mit to.

Ik mutt ehrlig seggen: De beste Skifahrer bün ik dor nich worrn. Ik heff, glööv ik, de meiste Tied in'n Sneee legen. De annern Jungs un Deerns kunn'n dat veel better. Aver liekers. Ik weer mit dorbi un harr veel Spaas. Un dat weer dat Wichdige.

Jesu hett mal söbenti vun sien Jüngers losschickt. De schulln Kranke kureern, vun Gott vertellen un vun sien groote Leevede. As de nah en Tied wedder torüch kaamen, sprudelt dat ruut ut ehr. „Jesu, weest du wat, sogar de Dämonen, de böösen

Christus seggt: Freut sik doröver, dat jemme Naams in'n Himmel opschreven sünd!
Lukas 10,20

Geister, verswinnen, wenn wi vun di vertellen doot!“ Ik kann mi dat good vörstellen. För de Jüngers weer dat meist en Show, en Spektakel, vun dat se silm beindruckt weern.

Aver Jesu seggt ehr: „Dat Spektakel, dat Gedöns mit de Dämonen dat is gar nich wichdi. Freut sik, dat jemme Naams in'n Himmel bi Gott opschreven sünd. Dor staht de op

ewig. Jem höört dor mit to, to Gott un sien niee Welt! Dat is dat Wichdige.“

Mi dücht, dat vergeten wi ok jümmer mal wedder. Ok in uns Kark dreiht sik dat jümmer mal wedder üm Spektakel. Wi sünd bang, dat de Lüüd uns nich mehr sehn. Aver dat Spektakel vergeiht un warrd gau vergeten. Gott aver gifft doch veel mehr. He gifft Troost un Hoffnung. Uns Naams sünd siet uns Dööp bi Gott opschreven. Op ewig. He höört to uns un wi to em. Un dat schenkt en Freud, de dat ganze Leven anhöllt. Un sogar noch wieder!



PETER SCHUCHARDT
ist Pastor in Bredstedt.